

# Der Held im 18. Jahrhundert zwischen Kritik und Transformation

Das 18. Jahrhundert gilt gemeinhin als eine Epoche der tiefen Krise des klassischen Helden. Gerade mit Blick auf Frankreich gibt es gute Argumente für eine solche Interpretation. Während Ludwig XV. zunächst im Österreichischen Erbfolgekrieg noch einige Erfolge erringen konnte, die es ihm erlaubten, sich als kriegesischen Heros darstellen zu lassen, verließ ihn und Frankreich im Siebenjährigen Krieg das Kriegsglück. Das heroische Charisma des Monarchen war dauerhaft geschwächt. Schon lange vorher hatte die Aufklärung jedoch die dominierende Position des adligen oder eben auch des monarchischen Heros ohnehin infrage gestellt. Der Abbé de Saint Pierre hatte bereits 1739 auf den Unterschied zwischen den bloßen *hommes illustres* und *grands hommes* hingewiesen; zu letzteren konnten nur diejenigen gehören, die nicht nur ihrem Ruhm, sondern der Menschheit oder zumindest ihrem eigenen Land gedient hatten. Eine solche Auffassung brach zwar nicht vollständig mit der Verehrung der kriegesischen Heroen der Vergangenheit, unterzog diese aber doch einer tiefgreifenden Kritik und ließ zugleich in Gestalt des Wissenschaftlers oder des Philosophen den Geistesheroen neben den traditionellen Helden treten.<sup>1</sup>

Auf diese Krise des Heroischen im Frankreich der Aufklärung wird zurückzukommen sein. Werfen wir jedoch zunächst einen Blick auf England. Hier war es spätestens mit dem Bürgerkrieg zu einer tiefgreifenden Pluralisierung der heroischen Leitbilder und Modelle gekommen. Ein größerer Gegensatz als zwischen dem Gottesstreiter Cromwell und dem königlichen Märtyrer Karl I. ließ sich kaum denken. Diese Polarisierung heroischer Modelle setzte sich nach 1660 fort, wie wir gesehen haben. Auf der einen Seite stand die Erinnerung an die Helden der *Good Old Cause*, die allerdings Ende des 17. Jahrhunderts zunehmend im Sinne einer partiellen Säkularisierung des Politischen umgedeutet wurde, ebenso wie die Verehrung für die *Whig martyrs* des Jahres 1683.<sup>2</sup> Auf der Seite der *Tories* hatte man diesem Heldenkult lange Zeit eigentlich nur die Erinnerung an Karl I. entgegenzustellen, der als Märtyrer und Heiliger der anglikanischen Kirche (oder doch ihres konservativen Flügels) freilich auch kein klassischer Held war. Ein siegreicher *roi connétable*, dessen Triumphe man feiern konnte, war keiner der Stuartkönige gewesen, obwohl Jakob II. vor seiner Thronbesteigung durchaus eine militärische Karriere absolviert hatte.<sup>3</sup> Als er freilich 1688 mit der Armee seines Schwiegersohnes, die in England gelandet war, konfrontiert war, hatte er, ohne zu zögern, die Flucht

---

<sup>1</sup> Siehe S. 119, Anm. 51.

<sup>2</sup> Siehe S. 105.

<sup>3</sup> Vgl. John Callow, *The Making of King James II. The Formative Years of a Fallen King*, Stroud 2000, S. 214–237.

ergriffen; er ließ sich im Exil durchaus noch als Märtyrer darstellen, der in seinem Leiden heroische Seelenstärke zeigte, aber wohl kaum als kriegerischer Heros.<sup>4</sup> Diese Rolle blieb dem Mann vorbehalten, der ihn vertrieben hatte, Wilhelm III. Als Ausländer, der die Verbindung zu seinem Heimatland, den Niederlanden, nie abbrach, schlug ihm in England ein starkes Misstrauen entgegen. So war es umso wichtiger, seine Herrschaft durch ein Selbstbild zu legitimieren, das für möglichst viele seiner Untertanen akzeptabel war. Dabei stand der heroische Kampf gegen die französische Universalmonarchie, den Wilhelm III. auch selbst als Soldat und Feldherr führte, stark im Vordergrund; anknüpfen konnte man bei der Heroisierung des Königs als Kämpfer gegen die Tyrannis bei der Verehrung für Elisabeth I., die seinerzeit ihr Land siegreich gegen Spanien verteidigt hatte.<sup>5</sup> Auch biblische Vorbilder gab es für den neuen Monarchen, wie den jüdischen König Josia, der im Königreich Judah den Götzendienst bekämpft hatte und der schon in der Vergangenheit als Präfiguration jener englischen Monarchen gesehen worden war, die im Kampf gegen Rom für den wahren protestantischen Glauben gestritten hatten, wie Eduard VI. oder Elisabeth I.<sup>6</sup> Allerdings musste Wilhelm III. darauf achten, sich nicht zu sehr auf die Rolle des heroischen Streiters gegen Rom und das Papsttum festzulegen, denn außenpolitisch war er auf katholische Verbündete wie namentlich das Haus Habsburg angewiesen. Überdies verfolgte er in seinem Heimatland eine Politik der Toleranz gegenüber den zahlreichen Katholiken und auch seiner Armee gehörten viele Katholiken an.<sup>7</sup> Predigten in England mochten betonen, dass der Oranier ein frommer Herrscher und ein geschworener Feind jeder Form von Idolatrie war, aber das offizielle Bild Wilhelms III. wurde durch andere Modelle des Heroischen bestimmt. Herkules war hier eine wichtige Gestalt, auch wenn in den Niederlanden selbst diese Identifikationsoption nur mit einer gewissen Vorsicht verwandt wurde. Im Park des Schlosses von Het Loo befand sich zwar eine Herkules-Skulptur, aber sie zeigte den Helden als Kleinkind, wie er die Schlangen, die ihn töten sollten, erwürgte.<sup>8</sup> Entscheidend war auch, dass die militärischen Heldentaten des Statthalters und Königs immer in einem Kontext dargestellt wur-

<sup>4</sup> Vgl. Ders., *King in Exile. James II, Warrior, King and Saint*, Stroud 2004, S. 302–339.

<sup>5</sup> Sharpe, *Rebranding Rule*, S. 416–417.

<sup>6</sup> Tony Claydon, *William III and the Godly Revolution* (Cambridge Studies in Early Modern British History), Cambridge 1996, S. 37–39, S. 62.

<sup>7</sup> Zur Politik des Königs siehe Wouter Troost, *William III, the Stadholder-King. A Political Biography*, übers. von J. C. Grayson, Aldershot 2005.

<sup>8</sup> Olaf Mörke, *Das Erbe des „Wilhelmus“*. Ein Niederländisches Modell der heroischen Monarchie, in: Martin Wrede (Hrsg.), *Die Inszenierung der heroischen Monarchie. Frühneuzeitliches Königtum zwischen ritterlichem Erbe und militärischer Herausforderung* (Historische Zeitschrift, Beihefte N.F.; 62), S. 334–357, hier S. 355; Stephen B. Baxter, *William III as Hercules: the Political Implications of Court Culture*, in: Lois G. Schworer (Hrsg.), *The Revolution of 1688–89. Changing Perspectives*, Cambridge 1992, S. 95–106. Zum weiteren Kontext Ulrich Niggemann, *Herrscher memoria als Norm und Symbol. Zum Umgang mit der Erinnerung an Wilhelm III. im England des frühen 18. Jahrhunderts*, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 39, 2012, S. 1–36, hier besonders S. 6–8.

den, der sie als Handlungen erschienen ließ, die einem höheren Ziel dienten und nicht primär den Sinn hatten, den Ruhm des Herrschers und seiner Dynastie zu mehren. In dieser Hinsicht knüpfte die Heroisierung des Oraniers doch stärker an die Panegyriken an, die in den 1650er Jahren Cromwell zu ihrem Gegenstand gemacht hatten, als an rein monarchische Traditionen,<sup>9</sup> wobei natürlich die republikanischen Traditionen der Niederlande auch eine wesentliche Rolle spielten. Wilhelm III. war, wie vor ihm Wilhelm der Schweiger, ein Freiheitsheld und ein von Gott selbst auserwählter Streiter für das Evangelium, auch ein wahrer Patriot und Vater des Vaterlandes, aber eben anders als Ludwig XIV. kein Halbgott, der unendlich weit über allen anderen Menschen stand einschließlich der Adligen, die ihm dienten.<sup>10</sup> Im Übrigen, diese Ansicht ist mit einer gewissen Plausibilität vertreten worden, fiel es den englischen und britischen Untertanen Wilhelms III. vermutlich leichter, ihn als heroischen Krieger zu akzeptieren denn als König, denn einen erblichen Anspruch auf die Krone besaß noch am ehesten seine Gattin, die Königin Maria, die eine Stuart war, nicht aber der Oranier selbst, der überdies Zeit seines Lebens als Ausländer wahrgenommen wurde.<sup>11</sup>

Wilhelms Nachfolgerin, Anna, war hingegen wie Maria eine Tochter Jakobs II. Ihre Herrschaft dynastisch zu legitimieren, war also deutlich einfacher. Umgekehrt konnte Anna ihre Heere als Frau nicht selbst in den Kampf führen, diese Rolle übernahm nun vor allem der Herzog von Marlborough, der als Feldherr gefeiert wurde wie kaum ein anderer Kommandeur vor ihm und als kriegerischer Heros schon fast selbst wie ein Monarch dargestellt wurde. Auch sein Schloss Blenheim Castle war ja mehr ein königlicher Palast als der Landsitz eines adligen Heerführers.<sup>12</sup> Allerdings war Marlborough als kriegerischer Held nie unumstritten. Mochte er für seine Anhänger ein Cäsar oder Cato sein, war er für seine Gegner aus dem Lager der *Tories* eher ein Sulla, einer der Totengräber der römischen Republik.<sup>13</sup> Im Falle der Königin traten stattdessen die sakralen Züge ihrer Herrschaft in den Vordergrund, die bei Wilhelm III. kaum eine größere Rolle gespielt hatten.

<sup>9</sup> Craig Rose, *England in the 1690s. Revolution, Religion and War* (History of Early Modern England), Oxford 1999, S. 22–24; vgl. Sharpe, *Rebranding Rule*, S. 420–421.

<sup>10</sup> Mörke, *Das Erbe des „Wilhelmus“*, S. 352–357.

<sup>11</sup> Baxter, *William III as Hercules*, S. 102. Zu den Schwächen der Selbstdarstellung des Königs und zur generell erodierenden Autorität der Monarchie gegenüber einer Öffentlichkeit, die nun selbst beansprucht, über die angemessene Darstellung des Monarchen zu urteilen, siehe Sharpe, *Rebranding Rule*, S. 502–506.

<sup>12</sup> Zu Marlborough Hannah Smith, *Last of all the Heavenly Birth. Queen Anne and Sacral Queenship*, in: *Parliamentary History Yearbook* 28, Heft 1, 2009, S. 136–149, besonders S. 146–147; zu Marlborough als einer Art Ersatzmonarch vgl. auch Richard Johns, *The British Caesar. John Churchill, 1<sup>st</sup> Duke of Marlborough, and the Visual Arts*, in: John B. Hattendorf [et al.] (Hrsg.), *Marlborough. Soldier and Diplomat*, Rotterdam 2012, S. 320–355.

<sup>13</sup> Zu Marlborough als – umstrittener – Opernfigur respektive zu Figuren, die als Anspielung auf ihn gedeutet werden können, siehe Thomas McGearry, *The Politics of Opera in Handel's Britain*, Cambridge 2013, S. 35–36, S. 30.

Während der Regierungszeit der Königin Anna wurde jedoch nicht nur Marlborough als soldatischer Heros verherrlicht. Der Offizier und der Soldat, die in England, das lange Zeit über kein größeres stehendes Herr verfügt hatte, nur geringes gesellschaftliches Ansehen besaßen, wurden generell aufgewertet. Eine ganze Reihe von Theaterstücken machte nun den *patriotic gentleman-bero* zur Hauptfigur, der zugleich eine durch Anstand und Selbstdisziplin gezügelte Männlichkeit verkörperte. Während nach 1660 Berufsoffiziere oft als sozial problematische Figuren mit einer Neigung zu sexuellen und anderen Exzessen dargestellt wurden – darin verwandt den *restoration rakes* – wuchs mit dem Engagement Englands in kontinentaleuropäischen militärischen Auseinandersetzungen auch das Ansehen des Militärs.<sup>14</sup> Richard Steeles „Christian Hero“, ein Traktat von 1701, das im Laufe des 18. Jahrhunderts immer wieder nachgedruckt wurde, leistete im Übrigen einen eigenen bedeutenden Beitrag zur Moralisierung des kriegesischen Heros.<sup>15</sup> Steele entwickelte später zusammen mit Joseph Addison als Herausgeber und Autor des „Tatler“ und anderer Zeitschriften das Projekt einer umfassenden ‚reformation of manners‘. Nicht zuletzt ging es hier darum, an die Stelle der höfischen Verhaltensnormen mit ihrer Tendenz zur Dissimulation und zur auftrumpfenden Betonung der eigenen Überlegenheit einen neuen Kanon von urbanen Umgangsformen zu setzen, die auf die sich herausbildende *commercial society* des 18. Jahrhunderts zugeschnitten waren, in der Standesunterschiede zwischen den städtischen Führungsschichten und der Aristokratie zumindest zum Teil relativiert wurden.<sup>16</sup> Auch für den kriegesischen Helden war hier noch ein Platz, aber eben nur, wenn sich sein Streben nach Ruhm und Ehre mit der Fähigkeit zur Selbstbeherrschung und zu einem ungezwungenen natürlichen Umgang mit anderen Menschen verband. Auch vom Soldaten musste erwartet werden, dass er die Kunst der Konversation beherrschte und sich auf die Umgangsformen des Kaffeehauses und des Salons einließ. David Hume sollte später um die Mitte des 18. Jahrhunderts betonen, dass ein solcher Prozess der zivilisatorischen Verfeinerung keineswegs unvereinbar sei mit einem „martial spirit“, solange die Eliten sich einen ausgeprägten Sinn für Ehre bewahrten, wie dies in Frankreich und England der Fall sei, nicht aber in Italien, wo man

<sup>14</sup> Hannah Smith, Politics, Patriotism and Gender. The Standing Army Debate on the English Stage, circa 1689–1720, in: *Journal of British Studies* 50, Heft 1, 2011, S. 48–75, besonders S. 73.

<sup>15</sup> Richard Steele, *The Christian Hero. An Argument Proving that no Principles but those of Religion are Sufficient to Make a Great Man*, London 1722.

<sup>16</sup> Zu Steele und der „reformation of manners“ siehe Markku Peltonen, *The Duel in Early Modern England. Civility, Politeness and Honour* (Ideas in context; 65), Cambridge 2003, S. 228–229; Philip Carter, *Men and the Emergence of Polite Society, Britain 1660–1800* (Women and Men in History), London 2001, S. 70–76; Nicholas Phillipson, *Politics and Politeness in the Reigns of Anne and the Early Hanoverians*, in: John G. A. Pocock [et al.] (Hrsg.), *The Varieties of British Political Thought, 1500–1800*, Cambridge 1993, S. 211–245, hier S. 225–227.

den Krieg Söldnern und „soldiers of fortune“ überlasse.<sup>17</sup> Die Debatten über *politeness* und eine neue Form der urbanen Männlichkeit veränderten in England die Einstellung zu heroischen Idealen tiefgreifend, oder wie Philip Carter es formuliert hat: „The net result was a superior form of courage which, though still partly configured in terms of industry, vigour and warriorship, now also required a generosity, eloquence and refinement only attainable by active participation in a modern environment of commercial exchange and polite sociability“.<sup>18</sup>

Es wäre falsch zu behaupten, dass ähnliche Debatten wie in England in Frankreich nicht geführt worden wären. Schon La Rochefoucauld hatte in seinen „Maximen“ nach dem Scheitern der Fronde Abschied genommen von der ostentativen Suche nach Ruhm und nach dem *éclat* der allen sichtbaren Heldentat. Die Seelengröße des wahren *honnête homme* trug bei ihm zwar noch heroische Züge, genügte sich aber selber und war nicht mehr mit dem Versuch verbunden, ein großes Publikum zur Bewunderung zu nötigen, denn damit hätte sich der *honnête homme* von diesem Publikum ja auch abhängig gemacht. Andere Theoretiker der *honnêteté* und der in den Salons entwickelten verfeinerten Umgangsformen wie der Chevalier de Méré (gest. 1684) gingen noch weiter und ästhetisierten das Ideal heroischer Größe, das zugleich ganz dem Ziel des Mannes von Stand untergeordnet wurde, durch die Gefälligkeit und den Anmut der Umgangsformen in der guten Gesellschaft Anerkennung zu finden.<sup>19</sup> Hier gab es also durchaus Parallelen zu den Debatten, die in England im frühen 18. Jahrhundert geführt wurden und die ja im Übrigen auch von den Diskussionen in Frankreich beeinflusst waren. Überdies ließ in Frankreich die Neigung, persönliche oder gar politische Differenzen gewaltsam in Form eines öffentlichen Duells auszutragen, im späten 17. Jahrhundert deutlich nach. Dies hieß nicht, dass das Duell, das sich freilich zunächst auch in England noch hielt, verschwunden wäre, sondern nur, dass es diskreter ausgetragen wurde und meist kein Kampf mehr zwischen den Repräsentanten verfeindeter adliger Familienverbände, sondern nur noch zwischen zwei Individuen war, in dem es um oft eher banale Fragen wie erotische Rivalitäten ging.<sup>20</sup> Aber was Frankreich von England unterschied, war zum einen der Umstand, dass die *honnêteté* anders als *politeness* in England ihren Bezugspunkt entweder im Hof besaß oder in einer Pariser Gesellschaft der Salons, in denen die höfische Aristokratie mit anderen Adelsgruppierungen zusammentraf – ein Gegenstück zur *commercial society* des frühen 18. Jahrhun-

<sup>17</sup> David Hume, Of Refinement in the Arts, in: David Hume, Essays, Moral, Political, and Literary, hrsg. von Eugene F. Miller, Indianapolis, IN <sup>2</sup>1987, S. 268–280, hier S. 274–275.

<sup>18</sup> Carter, Men and the Emergence of Polite Society, S. 76.

<sup>19</sup> Isabelle Chariatte, Transfigurations du héros dans la culture mondaine du siècle classique. Madeleine de Scudéry, La Rochefoucauld, le chevalier de Méré, in: helden. heroes. héros. E-Journal zu Kulturen des Heroischen 2, Heft 2, 2014, S. 37–47, besonders S. 39–44, DOI 10.6094/helden.heroes.heros./2014/02/04; vgl. Dies., La Rochefoucauld et la culture mondaine. Portraits du coeur de l'homme (Lire le XVII<sup>e</sup> siècle; 7), Paris 2011, S. 152–158.

<sup>20</sup> Carroll, Blood and Violence, S. 324–329; Briost [et al.], Croiser le fer, S. 305–328, vgl. zum Nachleben des Duells auch unten, Epilog, S. 142.

derts in London, die sich ganz vom Hof emanzipiert hatte, gab es in Paris nicht wirklich.<sup>21</sup> Zum anderen bestand im gesellschaftlichen Umgang in Frankreich doch eine spürbare Rivalität zwischen einer militärischen Elite, der *noblesse d'épée*, und einem Adel, der sein Selbstgefühl aus dem Besitz von Ämtern und seiner juristischen Bildung ableitete, der *noblesse de robe*. Sicherlich waren die Grenzen zwischen den beiden Gruppen im 18. Jahrhundert unklarer geworden als hundert Jahre zuvor, aber verschwunden waren sie nicht, zumal die höfische Etikette mit ihrer Rangordnung diese Unterschiede auch immer wieder erneut hervortreten ließ.<sup>22</sup> Was die Schwertadligen von den Juristen, die dem Staat dienten, unterschied, war gerade der Umstand, dass ihr Lebensentwurf ein potenziell heroischer war, unabhängig davon, ob man nun wirklich an Kampfhandlungen als Offizier teilgenommen hatte oder nicht. Genau dies machte es auch für Söhne von Amtsadligen attraktiv, in die militärische Laufbahn zu wechseln und sich in die *noblesse d'épée* zu integrieren. Das war nicht unmöglich, erforderte aber doch einen gewissen Bruch mit der Vergangenheit der eigenen Familie, eventuell auch ein dezidiertes Umschreiben der Familiengeschichte, vor allem aber die Bereitschaft, die bisherige soziale Identität zu verleugnen,<sup>23</sup> eine Haltung, die unter den Söhnen der Magistrate der *parlements* wohl nicht unbedingt selten war. Jedenfalls schrieb Louis-Sébastien Mercier, der Beobachter der Pariser Gesellschaft, um 1760 über den jungen Magistrat: „il parle chevaux, spectacles, histoires des filles, courses, batailles. Il rougit de connoître son métier“ („er spricht über Pferde, Schauspiele, Frauengeschichte, Pferderennen, Schlachten. Er errötet, wenn man ihm die Kenntnis seines Metiers nachweist“).<sup>24</sup>

Solche Probleme bestanden in dieser Form in England nicht. Zwar war auch die englische Gesellschaft des 18. Jahrhunderts eine aristokratische und es war schwer, in die obersten Ränge dieser Führungsschicht aus Großgrundbesitzern vorzustoßen, die im Parlament den Ton angab, die meisten Minister stellte und viele andere wichtige Ämter besetzte, aber die unteren Ränge der Elite waren doch deutlich offener für Aufsteiger, zumal die Zugehörigkeit zur Elite, wenn damit die *gentry* und nicht die *peerage* gemeint war, nicht juristisch definiert war.<sup>25</sup> Überdies fehlte anders als in Frankreich ein Schwertadel, der sein Selbstbewusstsein aus der Ab-

<sup>21</sup> Dazu Mathieu Marraud, *La noblesse de Paris au XVIII<sup>e</sup> siècle* (L'univers historique), Paris 2000.

<sup>22</sup> Vgl. Leonhard Horowski, *Die Belagerung des Thrones. Machtstrukturen und Karrieremechanismen am Hof von Frankreich 1661–1789* (Francia, Beihefte; 74), Ostfildern 2012, S. 62–73; zur Trennung der Lebensstile und der Karrieren bei Justiz- und Schwertadel vgl. François Bluche, *Les magistrats du parlement de Paris au XVIII<sup>e</sup> siècle* (Collection Histoire), Paris 1986.

<sup>23</sup> Élie Haddad, *La difficile intégration des noblesses. Les Mesgrigny ou le coût social et moral des prétentions à l'épée*, in: Robert Descimon / Elie Haddad (Hrsg.), *Épreuves de Noblesse. Les expériences nobiliaires de la haute robe parisienne (XVI<sup>e</sup>–XVIII<sup>e</sup> siècles)*, Paris 2010, S. 210–231.

<sup>24</sup> Louis-Sébastien Mercier, *Tableau de Paris*, Bd. 1, Amsterdam 1782, S. 258.

<sup>25</sup> Vgl. Ellis Wasson, *Born to Rule. British Political Elites*, Stroud 2000.

grenzung gegen Kaufleute, Juristen und städtische Rentiers bezog. Leichter als in Frankreich ließ sich in England daher auch der militärische Held als Teil einer Gesellschaft vorstellen, in welcher der Soldat in der urbanen Geselligkeit der Stadt ebenso zu Hause war wie auf dem Schlachtfeld, während umgekehrt der Hof keine wirklich zentrale Rolle mehr für seine gesellschaftliche Verankerung spielte. Ein weiterer Umstand muss ebenfalls noch berücksichtigt werden: Die militärischen Helden Englands waren oft Seehelden, jedenfalls viel häufiger als in Frankreich. Noch im 17. Jahrhundert hatte es in England in der Kriegsmarine eine strikte Trennung zwischen *gentlemen* und bloßen Seeleuten gegeben.<sup>26</sup> Selbst wenn die Letzteren in den Rang eines Kapitäns aufstiegen, so definierten sie ihren Anspruch auf Autorität doch vor allem durch seemännische Leistung und weniger durch die heroische Tapferkeit des adligen Offiziers.<sup>27</sup> Die *gentlemen* hingegen waren eigentlich Landsoldaten, die auf das Deck eines Schiffes versetzt worden waren, und von der Seefahrt als solcher meist wenig verstanden. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts wuchs jedoch die Zahl junger Offiziersanwärter der Kriegsmarine, die ihr Handwerk als *midshipman* (Seekadett) von der Pike auf lernten, deutlich. So wurde die Seekriegführung im späten 18. Jahrhundert sogar sehr viel stärker als früher zur Domäne von *gentlemen*, aber eben von *gentlemen*, die sich offen zeigten gegenüber der Tendenz zur Professionalisierung der militärischen Karriere. Dass der aristokratische Held in Großbritannien, wenn auch in veränderter Form, sehr viel eher überlebte als in Frankreich, war auch diesem Umstand zu verdanken.<sup>28</sup>

Dass selbst der höhere Adel, die eigentliche Aristokratie, in England kein höfischer war, dürfte ihm die Anpassung an neue Herausforderungen, wie sie in der veränderten Karrierestruktur von Seeoffizieren deutlich wird, erleichtert haben. Der relative – keineswegs absolute – Bedeutungsverlust des Hofes in England nach 1714 implizierte freilich nicht, dass sich die Hannoveraner nicht um eine Selbstinszenierung bemüht hätten, die ihrer Herrschaft Legitimität verleihen konnte. Und dazu gehörte eben durchaus auch die Heroisierung des regierenden Monarchen. Ja, für die Monarchie gewann nach dem Tode Annas eine heroische Selbstdarstellung sogar wieder an Bedeutung. Während der Entfaltungsraum der Hannoveraner innenpolitisch deutlich geringer war, als der ihrer Vorgänger aus dem Hause Stuart, und auch die Ausstrahlungskraft des Hofes als kulturelles Zentrum im Vergleich zum späten 17. Jahrhundert stark nachgelassen hatte,<sup>29</sup> blieben die Kriegführung und die Kontrolle über die Armee eine Prärogative der Krone. Die Landstreitkräfte

<sup>26</sup> Siehe J. D. Davies, *Gentlemen and Tarpaulins: The Officers and Men of the Restoration Navy*, Oxford 1991.

<sup>27</sup> Douglas A. B. Ronald, *Youth, Heroism and War Propaganda. Britain and the Young Maritime Hero, 1745–1820*, London 2015, S. 61.

<sup>28</sup> Zu diesem Kontext ebd., besonders S. 55–77.

<sup>29</sup> Dazu Timothy C. W. Blanning, *Die Hannoveraner Monarchie und ihre Repräsentationskultur*, in: Ronald G. Asch (Hrsg.), *Hannover, Großbritannien und Europa. Erfahrungsraum Personalunion, 1714–1837* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen; 277), Göttingen 2014, S. 178–196.

waren in England traditionell eher unpopulär, sie galten anders als die Flotte als mögliches Instrument einer monarchischen Willkürherrschaft. Überdies spielte hier auch noch die Erinnerung an die faktische Militärherrschaft der 1650er Jahre eine gewisse Rolle.<sup>30</sup> Dennoch kultivierten sowohl Georg I. als auch Georg II. ein militärisch-heroisches Image.<sup>31</sup> Georg II. konnte immerhin für sich beanspruchen, seine Truppen in der Schlacht von Dettingen 1743 in eigener Person zu einem großen Sieg geführt zu haben. Es war die letzte Schlacht, an der ein britischer Monarch selbst teilnahm. Sein Vater und Vorgänger Georg I. (Georg Ludwig von Hannover) hatte schon in jungen Jahren in den Feldzügen des Reiches gegen Frankreich gekämpft und in den 1680er Jahren auch gegen die Türken. Diesen Kampf für die ganze Christenheit konnte man auch in England durchaus propagandistisch verwerthen, was für die Kaiser- und Reichstreue des Hauses Braunschweig-Lüneburg so nicht galt.<sup>32</sup> Gerade Georg I. inszenierte sich aber auch bewusst als Nachfolger früherer englischer Monarchen, die als heroische Kämpfer gegen den Nachbarn und Rivalen Frankreich in die Geschichte eingegangen waren. Das galt für Wilhelm III. genauso wie für Eduard III., den großen Erobererkönig des Mittelalters. Ebenso nahm Georg I. in seiner Selbstdarstellung Bezug auf den Nationalheiligen St. George, den der Maler Thornhill ihm zum Beispiel in seinem großen Fresko in der Painted Hall in Greenwich, das die Sukzession der protestantischen Hannoveraner verherrlichte, an die Seite stellte.<sup>33</sup> Man muss allerdings einräumen, dass Thornhill selbst Zweifel hatte, ob es wirklich noch angemessen war, eine zeitgenössische Persönlichkeit mit mythologischen Gestalten oder Figuren aus Heiligenlegenden zu umgeben, oder ob nicht ein stärker realistischer Stil vorzuziehen sei. Der spätere Streit um die angemessene Bildsprache für eine plausible Heroisierung deutete sich also schon im frühen 18. Jahrhundert an.<sup>34</sup>

Ohnehin standen Versuche zur Heroisierung der Könige aus dem Hause Hannover auch noch vor anderen Problemen. Während Ludwig XIV. in Frankreich über den Hof und die Akademien das öffentliche Bild der Monarchie und damit

<sup>30</sup> Lois G. Schworer, „No Standing Armies!“. The Antiarmy Ideology in Seventeenth-Century England, Baltimore 1974; Andrew Lavoie, „Chaining Mars” – The Politics of the English Standing Army 1660–1716, Mai 2014, [https://www.academia.edu/8467931/Chaining\\_Mars\\_The\\_politics\\_of\\_the\\_English\\_Standing\\_Army\\_1660-1716](https://www.academia.edu/8467931/Chaining_Mars_The_politics_of_the_English_Standing_Army_1660-1716), 20. Juli 2015.

<sup>31</sup> Zu Georg II. Hannah Smith, *Georgian Monarchy. Politics and Culture, 1714–1760* (Cambridge Studies in Early Modern British History), Cambridge 2006, S. 108 zur Bemerkung seiner Tochter, die seine „affectation of heroism“ hervorhob.

<sup>32</sup> Vgl. Martin Wrede, *Die Welfen im Reich. Selbstverständnis und Selbstdarstellung einer – mehr oder weniger – patriotischen Dynastie, 1648–1714*, in: Ronald G. Asch (Hrsg.), *Hannover, Großbritannien und Europa. Erfahrungsraum Personalunion, 1714–1837* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen; 277), Göttingen 2014, S. 149–177.

<sup>33</sup> Smith, *Georgian Monarchy*, S. 23–28.

<sup>34</sup> Werner Busch, *Über Helden diskutiert man nicht. Zum Wandel des Historienbildes im englischen 18. Jahrhundert*, in: Ekkehard Mai (Hrsg.), *Historienmalerei in Europa. Paradigmen in Form, Funktion und Ideologie*, Mainz 1990, S. 57–76, hier S. 59–60.

auch sein eigenes erfolgreich kontrollieren konnte – was nicht ausschloss, dass im Ausland oder im Untergrund auch Franzosen ihre Kritik in Druckschriften und Pamphleten artikulierten, von den Propagandisten verfeindeter Mächte ganz abgesehen –, war es in England für den Monarchen schon im späten 17. Jahrhundert fast unmöglich geworden, seine Person der Kritik zu entziehen. Für die einen mochten Georg I. und Georg II. heroische Herrscher sein oder zumindest mochte dieser Kreis, allen voran die *court Whigs*, es als nützlich ansehen, ein solches Bild zu verbreiten und ihm Anerkennung zu verschaffen. Für andere wie den Dichter Swift, der nach 1714 den *Tories* zuneigte, blieb der erste Hannoveraner auf dem britischen Thron hingegen eine lächerliche Figur, der sich von seinem leitenden Minister nach Belieben manipulieren ließ.<sup>35</sup> Aber auch die *country Whigs*, die ebenso wie die Minister des Königs die Thronansprüche des Hauses Stuart ablehnten, standen der offiziellen monarchischen Panegyrik mit Vorbehalten gegenüber und zelebrierten stattdessen ihre eigenen Helden.

Die Möglichkeit, dies in England auch abseits des Hofes mit entsprechender Öffentlichkeitswirkung zu tun, war deutlich größer als in den meisten kontinentaleuropäischen Monarchien und auch größer als in Frankreich. Westminster Abbey in der Hauptstadt mochte schon im frühen 18. Jahrhundert bis zu einem gewissen Grade die Funktion eines nationalen Pantheons erfüllen, aber kontrolliert wurde dieses Pantheon vom Kapitel der Stiftskirche, das Plätze für Grabmonumente vor allem auch nach finanziellen Kriterien vergab.<sup>36</sup> Es gab vor 1750/60 vereinzelte Ausnahmen von dieser Regel. So ließ Königin Anna durch einen von ihr erwirkten Parlamentsbeschluss in der Abtei ein Monument für den Admiral Cloudesley Shovell errichten, der 1707 mit seiner Flotte bei den Scilly Inseln auf Grund gelaufen und dabei umgekommen war.<sup>37</sup> Aber diese Ausnahmen waren doch recht selten. Das erste nach 1714 durch Parlamentsbeschluss in Westminster errichtete Grabmonument war dem Andenken an einen anderen Seehelden, James Cornewall, gewidmet, der 1743 gefallen war.<sup>38</sup> Seehelden spielten im Pantheon der kriegerischen Helden in England ohnehin eine besonders prominente Rolle, nicht nur deshalb, weil die Flotte lange Zeit als Waffengattung wichtiger war als das Heer, sondern auch, weil sie weniger stark mit der Person des Monarchen identifiziert

<sup>35</sup> Paul Langford, Swift and Walpole, in: Claude Rawson (Hrsg.), *Politics and Literature in the Age of Swift. English and Irish Perspectives*, Cambridge 2010, S. 52–79; Edward Pearce, *The Great Man. Sir Robert Walpole, Scoundrel, Genius and Britain's First Prime Minister*, London 2007, S. 333–335; Jon T. Rowland, *Faint Praise and Civil Leer. The "Decline" of Eighteenth-Century Panegyric*, Newark, NJ 1994, S. 147–153 zu Swifts „Directions for a Birthday Song“, einer besonders beißenden Satire auf Georg II.

<sup>36</sup> Matthew Craske, Westminster Abbey 1720–70. A Public Pantheon Built upon Private Interest, in: Richard Wrigley / Matthew Craske (Hrsg.), *Pantheons: Transformations of a Monumental Idea*, Aldershot 2004, S. 57–79, hier besonders S. 58–59.

<sup>37</sup> Joan Coutu, *Persuasion and Propaganda. Monuments and the Eighteenth-Century British Empire*, Montreal 2006, S. 9–10.

<sup>38</sup> Craske, Westminster Abbey 1720–1770, S. 57; Coutu, *Persuasion and Propaganda*, S. 121–122.

wurden und sich die Verherrlichung von Seehelden und die Erinnerung an sie daher auch eher eignete, um Opposition gegen Hof und Regierung zu artikulieren. Überdies genoss die Flotte von jeher mehr Popularität als das Heer. Dass aristokratische ‚Helden‘ hier, wie wir gesehen haben,<sup>39</sup> im Laufe des 18. Jahrhunderts eher dazu bereit waren, das Los ihrer Untergebenen zumindest zu Beginn ihrer Karriere zu teilen, um zu wirklichen Seeleuten zu werden, dürfte die Popularität der Flotte noch einmal verstärkt haben.

Besonders beliebt war in oppositionellen Kreisen in den 1740er Jahren etwa Admiral Edward Vernon, der im Krieg gegen Spanien 1739 erste Erfolge errungen hatte und trotz späterer Rückschläge als *patriot hero* galt, ein Ansehen, das er nicht zuletzt seinem politischen Engagement als Kritiker des Ministeriums, aber auch der Führung der Admiralität verdankte. Diese Kritik veranlasste dann Georg II., ihm 1746 sein Kommando zu entziehen und ihn in den Ruhestand zu versetzen. Für die Kritiker des Hofes war er ein politischer Märtyrer und sein Neffe ließ ihm nach seinem Tode (1757) im Jahr 1763 ein großes Grabmal in Westminster Abbey errichten.<sup>40</sup>

Allerdings hatten Gegner der offiziellen Politik noch andere Möglichkeiten, ihre Helden durch Monumente zu feiern, als die Errichtung von Grabmälern in Westminster Abbey. Die ausgedehnten Parkanlagen der englischen *country houses*, die zwar vielleicht nicht jedermann, aber doch den Angehörigen der politisch-sozialen Elite zugänglich waren und auch häufig genug von ihnen besucht wurden, boten sich dafür an. Eines der bekanntesten Beispiele für ein heroisches Bildprogramm außerhalb des strikt öffentlichen Raumes stellt in England der Park des Landhauses von Stowe dar, der ursprünglich von Richard Temple Viscount Cobham in den 1730er und 1740er Jahren geschaffen wurde (Temple starb 1749). Cobham gehörte zusammen mit seinen Verwandten aus dem Hause Grenville zu einem Netzwerk von oppositionellen *Whigs*, die sich Anfang der 1730er Jahre mit dem allmächtigen Minister Walpole überworfen hatten und die politische Korruption des Walpole Regimes ebenso kritisierten wie den vermeintlich mangelnden Patriotismus der führenden Politiker. Die Temples und Grenvilles traten im Übrigen für eine aktive, konfliktfreudige Außenpolitik ein, die der Auseinandersetzung mit den bourbonischen Mächten Spanien und Frankreich nicht aus dem Weg ging und vor allem zur See die Konfrontation mit den außenpolitischen Rivalen Englands suchte. Es war bezeichnend, dass Cobham in Stowe zum Andenken an einen seiner Neffen, Thomas Grenville, der als Kapitän zur See 1747 im Kampf gegen die französische Flotte vor Kap Finisterre gefallen war, eine Gedenksäule errichten ließ, die in ihrer Inschrift den heroischen Mut Grenvilles, der im Übrigen mit dem Sir Philip Sidney verglichen wurde, dem unheroischen Geist einer dekadenten Zeit entgegen-

---

<sup>39</sup> Siehe S. 113.

<sup>40</sup> Gerald Jordan / Nicholas Rogers, Admirals as Heroes. Patriotism and Liberty in Hanoverian England, in: *Journal of British Studies* 28, Heft 3, 1989, S. 201–224, besonders S. 208–209; vgl., Coutu, Persuasion and Propaganda, S. 110.

stellte.<sup>41</sup> Der Heldenkult trug also auch hier deutliche Züge einer oppositionellen Kulturkritik, die sich gegen die angebliche Dekadenz der Gegenwart wandte. Das galt auch für das wohl berühmteste Monument im Park von Stowe House, den Temple of English Worthies. Zwar waren etliche der Helden, deren Büsten diesen Tempel schmückten, nicht eindeutig parteipolitisch konnotiert, wie etwa Alfred der Große oder der Dichter Shakespeare. Andere hingegen konnten als Symbolfiguren eines Freiheitskampfes gegen Tyrannis und Papismus gelten wie John Locke oder Edward Hampden (ein Abgeordneter des Langen Parlamentes) oder auf ihre Weise auch Drake und Raleigh.<sup>42</sup> Der Park von Stowe mit seiner politischen Erinnerungspolitik war ein besonders ambitioniertes Projekt, aber auch andere Besitzer von Landhäusern schufen sich auf ihre Weise ihr eigenes kleines Pantheon mit Skulpturen der Großen Männer und gelegentlich auch Frauen (man denke an Elisabeth I.) der Vergangenheit. Was fehlte, waren freilich oft Mäzene, die große Historienbilder oder entsprechende bildhauerische Arbeiten von entsprechender Dimension in Auftrag gaben. Es dominierte vielfach das Porträt, auf das auch Maler wie Joshua Reynolds spezialisiert waren.<sup>43</sup>

Bezeichnend für die Entwicklung in England war jedoch seit den 1720er und 1730er Jahren der Umstand, dass unabhängig davon, ob man nun das heroisierende Porträt, die großen Grabmäler der Epoche oder andere Medien wie historische Werke, Biographien oder Theaterstücke betrachtet, der Held, soweit er eine politisch relevante Figur war, eher als Patriot und als Verteidiger seines Landes und der Freiheit, weniger jedoch als treuer Diener des Monarchen dargestellt wurde.<sup>44</sup> Patriotismus, und zwar ein Patriotismus, der sich dezidiert auch gegen den Hof und den König richten konnte, und Heldentum gingen in England somit schon frühzeitig eine enge Verbindung ein. Das mag mit ein Grund dafür gewesen sein, dass es in England keine wirklich nachhaltige Abwertung militärischer Helden gab, denn diese ließen sich auch von der politischen Opposition für ihre Zwecke ins Feld führen und eben durchaus auch als Verteidiger der Freiheit darstellen. Überdies hatten sich weite Teile der Oberschicht, der Aristokratie und der *gentry* frühzeitig, nämlich spätestens nach der Revolution von 1688, einem Ethos des Patriotismus verschrieben, der seine Kraft auch republikanischen Traditionen verdankte. Für die Legitimation ihres Anspruches auf politische Macht war es für die Angehö-

<sup>41</sup> Ebd., S. 154–158.

<sup>42</sup> Ebd., S. 148–151, vorsichtiger in der Bewertung ist Matthew G. Sullivan, *Les grands hommes, le panthéon domestique et la carrière du sculpteur dans l'Angleterre du XVIII<sup>e</sup> siècle*, in: Thomas W. Gaechtens / Gregor Wedekind (Hrsg.), *Le culte des grands hommes 1750–1850* (Passagen; 16), Paris 2009, S. 39–69, hier S. 45–46.

<sup>43</sup> Ebd., besonders S. 60–65. Zu Reynolds siehe etwa Martin Postle (Hrsg.), *Joshua Reynolds. The Creation of Celebrity*, London 2005.

<sup>44</sup> Für Westminster konstatiert dies Craske, *Westminster Abbey 1720–1770*, S. 72–75. Das galt für den *Temple* in Stowe natürlich erst recht, aber auch für die zahlreichen heroisierenden Skulpturen Cromwells, die man seit den 1730er Jahre vermehrt in englischen Landhäusern und Stadtresidenzen fand, vgl. Sullivan, *Les grands hommes*, S. 48–59, wobei Cromwell in solchen Darstellungen oft ein ambivalenter Held blieb.

rigen dieser Oberschicht sogar von zentraler Bedeutung, sich als heroische Patrioten zu inszenieren, wobei dies allerdings für die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts und erst recht in den Kriegen gegen Frankreich ab 1792 noch deutlich emphatischer geschah als vor 1750.<sup>45</sup> Das heißt nicht, dass es nicht auch in England eine Kritik an der Figur des militärischen oder allgemein aggressiv auftrumpfenden Helden gegeben hätte, sei es nun, dass diese ironisiert und ins Lächerliche gezogen wurde, wie Alexander Pope es in seinem Epos „The Rape of the Locke“ (1712) getan hatte,<sup>46</sup> oder dass die transgressiven Elemente des Heroischen aus christlicher Perspektive kritisiert wurden. Evangelikale Christen neigten in besonders starker Weise zu einer solchen Distanzierung von traditionellen heroischen Verhaltensmustern. Aber gerade diese christliche Kritik am Soldatischen und Heroischen konnte in England am Ende doch in ein Ethos des heroischen Patriotismus integriert werden, der den Kampf für das eigene Land zugleich als einen Kampf für Zivilisation und Humanität erschienen ließ. Dies war eine Perspektive, die auch die Vorstellungen von heroischer Größe stark beeinflusste, wie jüngst noch einmal Holger Hock betont hat.<sup>47</sup> Ein weiterer Umstand trat hinzu: Englische militärische Helden errangen ihre Siege im Laufe des 18. Jahrhunderts immer häufiger auf außereuropäischen Schlachtfeldern, oft sogar im Kampf gegen nicht-europäische Gegner. Mochte man im europäischen Kontext noch zögern, das volle Arsenal einer triumphalistischen Rhetorik zu entfalten, wenn es galt, einen Sieg zu feiern, so entfiel die Zurückhaltung, wenn der Besiegte zum Beispiel ein indischer Fürst war. Dieser neue Triumphalismus, der sich etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts auch in Grabmälern bemerkbar machte, fiel namentlich französischen Beobachtern auf, denn in Frankreich wirkte das abschreckende Beispiel der grenzenlosen Selbstheroisierung Ludwigs XIV. nach.<sup>48</sup> Aber die englische Kultur des Heroischen war frei von solchen Hypothesen und konnte sich auch deshalb im späten 18. Jahrhundert besser entfalten als in Frankreich.

Allerdings, auch wenn ältere Modell des Heroischen in veränderter Form in eine sich wandelnde politische Kultur integriert werden konnten, so riskierte doch jede Heroisierung einer Gestalt der jüngeren Vergangenheit oder gar der Gegenwart, sofort in den Mahlstrom der politischen Auseinandersetzungen zu geraten. Überparteiliche Maßstäbe für heroische Leistung gab es zumindest dort, wo es um Figuren

<sup>45</sup> Linda Colley, *Britons. Forging the Nation 1707–1837*, New Haven, CT 1992, S. 155–193.

<sup>46</sup> Zur Gattung des *mock-heroic* siehe Richard Terry, *Mock-Heroic from Butler to Cowper. An English Genre and Discourse* (Studies in Early Modern English Literature), Burlington 2005; vgl. Carolyn D. Williams, *Pope, Homer and Manliness. Some Aspects of Eighteenth-Century Classical Learning*, London 1993.

<sup>47</sup> Holger Hock, *Empires of the Imagination. Politics, War and the Arts in the British World*, London 2010, S. 173–177.

<sup>48</sup> Matthew Craske, *Making National Heroes? A Survey of the Social and Political Functions and Meanings of Major British Funeral Monuments to Naval and Military Figures, 1730–1770*, in: John Bonehill / Geoff Quilley (Hrsg.), *Conflicting Visions: War and Visual Culture in Britain and France, c. 1700–1830*, Aldershot 2005, S. 41–60, besonders S. 47–49.

von möglicher politischer Relevanz ging, schlechterdings nicht mehr. Und das galt weitgehend auch für die meisten kriegesischen Helden, von denen manche wie Admiral Vernon ja ohnehin parallel zur militärischen eine politische Karriere verfolgten, zumal auch außenpolitische Grundsatzentscheidungen und damit die Kriege, die aus ihnen resultierten, in der Regel stark umstritten waren.

All dies war in Frankreich deutlich anders, wo der Hof und die vom Hof kontrollierten offiziellen Institutionen wie die Akademien in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts doch in erheblichem Umfang eine Definitionshoheit über das Heroische und eine Schiedsrichterposition in Debatten über einzelne historische Gestalten erlangt hatten, die gewissermaßen als Kandidaten für den Heldenstatus gelten konnten. Nicht zuletzt weil der traditionelle kriegesische Held so stark mit der Selbstverherrlichung einer machtbewussten Monarchie verbunden war, war die Kritik an dieser Figur in Frankreich insgesamt ausgeprägter als in England, wo freilich der traditionelle Held schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts stärker moralisiert und von seinen transgressiven Zügen gesäubert worden war.

Gegen Ende der Regierungszeit Ludwigs XIV. hatte in Frankreich hingegen schon Fénelon einen Frontalangriff gegen die traditionellen heroischen Ideale geführt. In seinem „Telemach“ übte er auf diese Weise vor allem Kritik an der Ruhmsucht Ludwigs XIV. und der Bellizität seiner Politik.<sup>49</sup> Der „Telemach“ sollte in Frankreich und darüber hinaus zu einem der einflussreichsten Werke des frühen 18. Jahrhunderts werden.<sup>50</sup> Die von Fénelon geübte Kritik am traditionellen Ethos heroischer Krieger wurde im frühen 18. Jahrhundert sowohl von Montesquieu aufgenommen als auch vom Abbé de Saint-Pierre, der, wie bereits erwähnt, in seinem „Discours sur les différences de Grand Homme de l’Homme Illustre“ von 1739 den Großen Mann, der etwas für das Glück der Menschen und seines Vaterlandes geleistet habe, den lediglich berühmten Persönlichkeiten gegenüberstellte – und hier bot sich einmal mehr die Figur Alexanders des Großen an –, die nur nach Ruhm gestrebt hätten und dieser Leidenschaft alles andere geopfert hätten.<sup>51</sup> Saint Pierre verwarf das Streben nach Ruhm nicht grundsätzlich und er ließ auch Monarchen wie Heinrich IV. als Große Männer gelten, aber es musste sich mehr denn je einem höheren Zweck unterordnen. Ähnlich argumentierten auch Montesquieu und andere Aufklärer.<sup>52</sup>

---

<sup>49</sup> François de Salignac de La Mothe-Fénelon, *Les aventures de Télémaque*, hrsg. von Jeanne-Lydie Goré, Paris 1987.

<sup>50</sup> Zu Fénelon Riley, *Fénelon’s ‘Republican’ Monarchism in Telemachus*.

<sup>51</sup> Die Schrift von Charles Irénée Castel de Saint-Pierre erschien zuerst als Anhang zu Abbé Seran de la Tour, *Histoire d’Épaminondas pour servir de suite aux hommes illustres de Plutarque, avec des remarques de M. le Chevalier de Folard sur les principales batailles d’Épaminondas*, Paris 1739 und wird hier zitiert nach Abbé Seran de La Tour, *Histoire de Scipion l’Africain*, Paris 1752, S. XXI–XLIV. Vgl. auch Pierre Briant, *Alexandre des Lumières. Fragments d’histoire européenne* (NRF Essais), Paris 2012, S. 222–226, vgl. S. 208–221.

<sup>52</sup> Bonnet, *Naissance du Panthéon*, S. 39–40.

Man darf die Differenz zwischen dem *grand homme* der Aufklärung und dem klassischen Helden sicherlich nicht zu stark betonen; die Übergänge blieben oft fließend und wie Antoine Lilti konstatiert hat, war der *grand homme* „plutôt une re-définition, une reformulation, peut-être même une réhabilitation, après la ‚démolition du héros‘ à laquelle s'étaient livrés les moralistes augustiniens et les Jansenistes dans la seconde moitié du XVII<sup>e</sup> siècle“.<sup>53</sup> Neu war allerdings wohl das Phänomen, dass nun auch dem scheinbaren Durchschnittsmenschen, dem sowohl die ständische Qualität einer vornehmen Geburt als auch der Glanz einer Existenz jenseits des Sphäre der Alltäglichkeit fehlten, heroische Qualitäten oder eben auch die Eigenschaften eines *grand homme* zugeschrieben werden konnten – hier gab es in der Praxis am Ende oft doch nur eine geringe Trennschärfe. Ein Beispiel dafür war der Geistliche und Parlamentsrat Henri-Philippe de Chauvelin (1716–1770), der sich im Kampf gegen die Jesuiten ebenso wie als Kritiker der Politik der Krone hervorgetan hatte. Manche seiner Bewunderer machten aus dem äußerlich wenig attraktiven Mann, den seine Feinde wegen seiner kleinen Statur mit einem Äffchen verglichen, geradezu einen David, der den Goliath des Jesuitenordens besiegt habe. Vor allem aber war Chauvelin eine Symbolfigur, der heroische Eigenschaften relativ willkürlich in einem politischen Propagandakrieg zugeschrieben wurden. Dass Chauvelin nach Abklingen dieses Kampfes rasch wieder in Vergessenheit geriet, verwundert daher nicht.<sup>54</sup>

Zum Wandel in der Beurteilung historischer Größe, die auch an solchen Beispielen sichtbar wird, trug aber auch der Umstand bei, dass sich nicht nur eine neue Öffentlichkeit für die Diskussion über solche Fragen herausbildete,<sup>55</sup> sondern dass die sozialen und intellektuellen Trägerschichten der Aufklärung bewusst dem Hof und dem Klerus die Definitionshoheit zu entziehen versuchten, die es diesen erlaubt hatte zu bestimmen, was als heroisch und als historische Größe zu gelten hatte. Und das nicht ohne Erfolg. Während die traditionelle Leichenpredigt, ein klassisches Medium der Konstruktion von Helden, zu einer weitgehend obsoleten, altmodisch wirkenden Gattung wurde, beanspruchten nun die Literaten und Intellektuellen der Aufklärung für die neue Form der ‚philosophischen Eloge‘ fast ein Monopol, wenn es darum ging, historische Größe und heroische Tugend für ein gebildetes Publikum darzustellen.<sup>56</sup>

<sup>53</sup> Lilti, *Figures publiques*, S. 125, „der *grand homme* [ist] eher eine Neudefinition eine Neu-Artikulation, vielleicht sogar eine Rehabilitierung [des Helden] nach der ‚Zerstörung des Heros‘, die die augustinischen Moralisten und die Jansenisten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts unternommen hatten“.

<sup>54</sup> Pierre Wachenheim, *Un héros éphémère sous le règne de Louis XV. L'abbé Chauvelin, ou le portrait du sapajou en Grand Homme*, in: Thomas W. Gaethgens [et al.] (Hrsg.), *L'art et les normes sociales au XVIII<sup>e</sup> siècle* (Passagen; 2), Paris 2001; S. 213–239, hier besonders S. 237.

<sup>55</sup> Thomas E. Keiser, *The Public Sphere*, in: William Doyle (Hrsg.), *The Oxford Handbook of the Ancien Régime*, Oxford 2012, S. 409–430; Colin Jones, *The Great Nation. France from Louis XV to Napoleon*, New York 2002, S. 212–225.

<sup>56</sup> Bonnet, *Naissance du Panthéon*, S. 54–56.

Dass die ‚Philosophen‘ die Debatte über Größe und das Heroische seit etwa dem zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts so stark zu bestimmen vermochten, lag freilich auch daran, dass der König dem heroischen Rollenfach weniger denn je gerecht wurde. Ludwig XV. versuchte zwar, im Österreichischen Erbfolgekrieg noch einmal als Schlachtenlenker aufzutreten und bei Fontenoy gelang ihm das auch mit einem gewissen Erfolg, mochte auch das wirkliche Kommando beim Marschall Moritz von Sachsen gelegen haben, aber der politisch eher unrühmliche Ausgang des Krieges – im Frieden von Aachen vermochte Frankreich weder in Europa noch in Übersee seinen militärischen Erfolg in territoriale Eroberungen umzusetzen – diskreditierte seinen Anspruch auf militärischen Ruhm bereits zu einem gewissen Grade. Vollends unglaublich wurde dieser Anspruch mit dem desaströs verlaufenden Siebenjährigen Krieg ab 1756, zumal der König diesmal dem Kriegsgeschehen gänzlich fernblieb. Sicherlich, auch sein Vorgänger hatte nicht wirklich an der Front gekämpft, aber bis 1693 hatte er doch immer wieder an Belagerungen oder anderen militärischen Aktionen wie etwa dem Überschreiten von Flüssen teilgenommen.<sup>57</sup> All das fehlte jetzt. Umso stärker waren die Zweifel, welche die Kritiker des Königs an der Plausibilität der Heroisierung eines Monarchen äußerten, dem anscheinend seine Mätressen sehr viel wichtiger waren als das Wohl des Landes, das er regierte. Entsprechend fielen die Reaktionen auf die öffentliche Verherrlichung des Herrschers als siegreicher Feldherr aus. 1763, nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges, wurde in Paris ein großes Reiterdenkmal des Königs feierlich eingeweiht, das die Stadt Paris 1748 in Auftrag gegeben hatte. Es zeigte den König in der Kleidung eines römischen Imperators als *roi couronné*. 1748 mochte diese Inszenierung noch plausibel gewesen sein, denn der Österreichische Erbfolgekrieg 1740 bis 1748 war militärisch noch ein Erfolg gewesen, auch wenn dieser Erfolg schon keine politischen Dividenden mehr abwarf. 1756 bis 1763 war dies anders gewesen, denn Frankreich hatte auf fast allen Kriegstheatern katastrophale Niederlagen erlitten. Jetzt ein Denkmal für den König aufzustellen, das ihn als siegreichen Imperator darstellte, wirkte daher grotesk. Die Folgen waren entsprechend. Das Denkmal wurde durch Graffiti entstellt oder man heftete Zettel an seinen Sockel mit Texten, die sich über den König lustig machten oder ihn gar als Feind seines eigenen Volkes erscheinen ließen. Um das Schlimmste zu verhindern, musste das Denkmal permanent bewacht werden.<sup>58</sup>

<sup>57</sup> Martin Wrede, Des Königs Rock und der Rock des Königs. Monarch, Hof und Militär in Frankreich von Ludwig XIV. zu Ludwig XVI., in: Martin Wrede (Hrsg.), Die Inszenierung der heroischen Monarchie. Frühneuzeitliches Königtum zwischen ritterlichem Erbe und militärischer Herausforderung (Historische Zeitschrift, Beihefte N.F.; 62), München 2014, S. 382–408, hier besonders S. 388–399. Zu Ludwig XV. auch Bernard Hours, Louis XV. Un Portrait, Toulouse 2009.

<sup>58</sup> Richard Clay, Bouchardon's Statue of Louis XV. Iconoclasm and the Transformation of Signs, in: Stacy Boldrick / Richard Clay (Hrsg.), Iconoclasm. Contested Objects, Contested Terms, Aldershot 2007, S. 93–122; Andrew McClellan, The Life and Death of a Royal Monument. Bouchardon's Louis XV, in: Oxford Art Journal 23, Heft 2, 2000, S. 3–27.

Das sich spätestens seit den späten 1750er Jahren abzeichnende Scheitern der traditionellen Strategien zur Heroisierung des Monarchen erleichterte es den Aufklärern sicherlich, ihr neues Ideal von heroischer Größe der monarchischen und aristokratisch geprägten Tradition entgegenzusetzen. Manche Philosophen stilisierten sich dabei auch selbst als Helden oder gar als heroische Märtyrer wie etwa Rousseau der in seiner „Nouvelle Héloïse“ (1761) einen „héroïsme de la valeur“ predigte, der sich vom aristokratischen Streben nach ständischer Ehre scharf absetzte, aber die Idee keineswegs grundsätzlich ablehnte, dass die heroische Tugend des Großen Mannes sich auch mit der Sehnsucht nach Ruhm verband sowie mit der Bereitschaft, die Grenzen zu überschreiten, die menschlichem Handeln im Alltag gesetzt waren.<sup>59</sup>

Zu dem Zeitpunkt, als die „Nouvelle Héloïse“ erschien, hatte sich in Frankreich die Diskussion über die Rolle der *grands hommes* in Geschichte und Politik und ihre Beziehung zur traditionellen Idee des Heroischen bereits zugespitzt. Gerade die sich abzeichnende Niederlage im Siebenjährigen Krieg warf die Frage auf, ob Frankreich nicht wie sein Gegner England – oder auf andere Weise auch Preußen – wirkliche Helden als Vorbilder benötige, die alle Franzosen und nicht nur die adlige Elite zu einem heroischen Einsatz für das Vaterland zu motivieren vermochten. In Preußen wurde der Monarch selbst, Friedrich der Große, als dieser Held inszeniert bzw. inszenierte sich selbst in dieser Weise.<sup>60</sup> Thomas Abbt's „Vom Tode für das Vaterland“ (1761) war eine der Schriften, in denen dieser neue heroische Patriotismus seinen Ausdruck fand.<sup>61</sup>

In England gab es, wie wir gesehen haben, eine gewisse Tradition des Heroenkults, aber kaum öffentliche Institutionen, die versuchten, einen kohärenten Kanon von Nationalhelden zu schaffen. Der Hof war als kulturelles Zentrum nicht mehr bedeutend genug und andere Institutionen, die seine Rolle hätten übernehmen können, gab es nicht. Auch in England wurden im Laufe des Siebenjährigen Krieges aber die Stimmen lauter, die nach einem Pantheon für die nationalen Helden riefen. Es war der Tod von General Wolfe in Kanada (1759) anlässlich der Eroberung von Quebec und die bald darauf auf Vorschlag des Premierministers Pitt getroffene Entscheidung, ihm in der Westminster Abtei auf Staatskosten ein Grabmal zu errichten, die der Krönungs- und Grabeskirche der englischen Krone

<sup>59</sup> Bonnet, Naissance du Panthéon, S. 30–31, S. 201–202, S. 207.

<sup>60</sup> Siehe etwa Eckhart Hellmuth, Die „Wiedergeburt Friedrichs des Großen“ und der „Tod für das Vaterland“. Zum patriotischen Selbstverständnis in Preußen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Eckhart Hellmuth / Reinhard Stauber (Hrsg.), Nationalismus vor dem Nationalismus? (Aufklärung. Interdisziplinäre Halbjahresschrift zur Erforschung des 18. Jahrhunderts; 10/2), Hamburg 1998, S. 23–54; Marian Füssel, Der „roi connétable“ und die Öffentlichkeit, in: Bernd Sösemann / Gregor Vogt-Spira (Hrsg.), Friedrich der Große in Europa. Geschichte einer wechselvollen Beziehung, Bd. 2, Stuttgart 2012, S. 199–215.

<sup>61</sup> Vgl. Thomas Abbt, Vom Tode für das Vaterland. Neue vermehrte und verbesserte Auflage, in: Thomas Abbt, Vermischte Werke, Bd. 2, Berlin 1770, S. 1–103; vgl. Jörn Leonhard, Belizismus und Nation. Kriegsdeutung und Nationsbestimmung in Europa und den Vereinigten Staaten 1750–1914 (Ordnungssysteme; 25), München 2008, S. 181–214.

dann auch offiziell die Rolle eines solchen nationalen Pantheons zuwiesen, dem später die St. Paul's Kathedrale in London zur Seite trat.<sup>62</sup> In Saint-Denis, der Grab-  
lege der französischen Könige vor den Toren von Paris, fanden hingegen nur  
höchst selten hohe Adlige, die nicht der Königsfamilie angehörten, ihre letzte Ru-  
he. Eine der wenigen Ausnahmen war der Marschall Turenne, den Ludwig XIV.  
1675 wegen seiner *vertus héroïques* ehren wollte. Weitere Ehrungen dieser Art blie-  
ben jedoch aus. Hier mag eine Rolle gespielt haben, dass Turennes Angehörige in  
den Jahren nach dem Tode des großen Feldherren versucht hatten, für ihre Familie  
einen Status zu beanspruchen, der dem der Königsfamilie gefährlich nahekam.<sup>63</sup>  
Das darüber hinausgehende, von Joël Cornette vorgetragene Argumente, die büro-  
kratisierte absolute Monarchie habe keinen Bedarf an Helden mehr gehabt<sup>64</sup> und  
diese bewusst marginalisiert, ist hingegen, wie wir bereits gesehen haben, wenig  
überzeugend, zumal dem Marschall von Sachsen, der Protestant war, nach seinem  
Tode (1750) auf Geheiß des Königs in einer lutherischen Kirche in Straßburg ein  
aufwendiges, 1776 vollendetes Grabmal errichtet wurde.<sup>65</sup> Jean-Baptiste Pigalle, der  
das Grabmal schuf, stellte den Marschall durchaus traditionell im eigentlich einer  
längst vergangenen Epoche angehörenden, aber als Attribut des Heros immer noch  
unentbehrlichen Harnisch des Ritters (oder zumindest des ritterlichen Kavalleristen  
des 17. Jahrhunderts) dar, wie er, vor einer Pyramide stehend, hoheitsvoll und nicht  
ohne Verachtung dem personifizierten Tod, der den Sarg für ihn öffnete, entgegen-  
schreitet, betrauert von einem durch Erschütterung gezeichneten Herkules, wäh-  
rend die weibliche Personifikation Frankreichs den Tod zurückzuhalten sucht. So  
eindrucksvoll dieses Denkmal heute erscheinen mag, so hatte es im 18. Jahrhun-  
dert doch durchaus seine Kritiker, die namentlich daran Anstoß nahmen, dass die  
mythologische Figur des Herkules, der wohl auch die um ihren Feldherren trau-  
ernden französischen Soldaten verkörpern sollte, neben eine ansatzweise realistisch  
gestaltete Statue des Verstorbenen gesetzt wurde, die eben nicht römisch oder grie-  
chisch gewandet war, sondern einen Harnisch trug. Auch dass Herkules, das Sinn-  
bild der Stärke schlechthin, trauerte, wurde beanstandet.<sup>66</sup>

Wie schwierig es war, im späten 18. Jahrhundert noch eine verbindliche Bild-  
sprache für ein heroisierendes Monument zu finden, zeigt auch das Grabmal für  
General Wolfe in London. In England wählte der Bildhauer Joseph Wilton, der

<sup>62</sup> Craske, Westminster Abbey 1720–1770, S. 76–77; Hoock, Empires of the Imagination, S. 40–45, S. 132–161.

<sup>63</sup> Jean-Marie Le Gall, Le Mythe de Saint Denis entre Renaissance et Révolution (Époques), Seyssel 2007, S. 467–470; siehe auch Wrede, Zwischen Mythen, Genealogen und der Krone, S. 17–43.

<sup>64</sup> Cornette, Le roi de guerre, S. 202, S. 314.

<sup>65</sup> Thomas Steinruck, Jean-Baptiste Pigalle. Das Grabmal für Moritz von Sachsen, Studien zum Mausolée du Maréchal de Saxe in St. Thomas in Straßburg, Saarbrücken 2009. Ludwig XV. hatte offenbar zunächst daran gedacht, den Marschall in Saint Denis beerdigen zu lassen, sah aber dann davon ab, weil dieser kein Katholik und überdies nur der Bastard-Sohn eines deutschen Fürsten war.

<sup>66</sup> Vgl. ebd., S. 64–69.

nach einer öffentlichen Ausschreibung den Auftrag erhielt, das 1773 vollendete Grabmal zu errichten, allerdings einen ganz anderen Stil der Heroisierung als Pigalle. Wolfes Grabmonument sollte in England für den Heldenkult des späten 18. Jahrhunderts ähnlich wie auf andere Weise das 1771 vollendete Bild des Künstlers Benjamin West, das ebenfalls den Tod des britischen Generals bei der Erstürmung der französischen Stellungen vor Quebec darstellte, wegweisend werden.<sup>67</sup> Wolfe erschien in Wiltons Werk – anders als der aristokratische Marschall von Sachsen bei Pigalle – ganz als ‚moderner‘ Held, eigentlich ein Mann wie jeder andere, ein *everyman*, der aber in einer Ausnahmesituation sein Leben für sein Land geopfert hatte. Dabei war das Denkmal in Westminster Abbey, das bezeichnenderweise ganz darauf verzichtete, Wolfes in der Realität eher kränklichen und schwachen Körper zu heroisieren, nicht frei von einer gewissen „unctuous sentimentality“, wie eine neuere Studie konstatiert.<sup>68</sup> Holger Hock hat dem Denkmal bescheinigt, dass es einen Punkt in einem Transformationsprozess markiert, in dessen Verlauf ikonographische Ausdrucksformen und Rituale, die bis dahin der Verehrung von Märtyrern oder auch – im katholischen Bereich – Heiligen vorbehalten waren, auf die neuen nationalen Helden übertragen wurden.<sup>69</sup>

Ähnliches kann man vielleicht auch für Wests Gemälde sagen, das sich stark auf die emotionale Anteilnahme der Begleiter und Offiziere Wolfes an dessen Tod konzentrierte und sich ikonographisch an christlichen Motiven wie der Pietà oder Kreuzabnahme orientierte. Yuval Harari hat darauf hingewiesen, dass West, indem er den Soldaten und Begleitern des Generals, die dessen Sterben und Tod mitansahen, eine so prominente Rolle in seinem Bild zuwies, sich einer Tendenz anschloss, die im späten 18. Jahrhundert generell spürbar wurde: „Death in battle is no longer just heroism. It has also become ‘an experience’“. Indem Soldaten den Tod eines Kameraden oder ihres Kommandeurs in der Schlacht bewusst erleben, finden sie, so deuteten Selbstzeugnisse der Epoche, aber eben auch Kunstwerke wie das von West, dieses Phänomen, zu einer besonderen Form von Selbsterfahrung, und dieser Selbsterfahrung wurde selbst eine heroische Qualität zugeschrieben. Auf diesem Wege entdeckten sie, so wurde es postuliert, ihr wirkliches Selbst.<sup>70</sup>

Wests Gemälde war zum Zeitpunkt seiner Fertigstellung freilich recht umstritten, weil es Wolfe ganz in zeitgenössischer Kleidung darstellte und eben nicht im Kostüm eines römischen Generals – von der Rüstung eines Maréchal de Saxe einmal ganz abgesehen –, wie es in solchen Fällen bis dahin weithin üblich gewesen war. Kritiker wie der Maler Reynolds hoben hervor, dass ein Held nur dann als eine Ge-

<sup>67</sup> Siehe generell dazu Alan McNairn, *Behold the Hero. General Wolfe and the Arts in the Eighteenth Century*, Liverpool 1997.

<sup>68</sup> Coutu, *Persuasion and Propaganda*, S. 122, dort auch S. 103–146 zu dem Denkmal und seiner Entstehung und S. 135 zu Wolfe als *everyman* und zur Gestaltung seines Körpers. Zum historischen Kontext der Verehrung für Wolfe siehe auch Leonhard, *Bellizismus und Nation*, S. 285–292.

<sup>69</sup> Hock, *Empires of the Imagination*, S. 164.

<sup>70</sup> Harari, *The Ultimate Experience*, S. 224–225.

stalt präsentiert werden könne, der ewiger, überzeitlicher Ruhm zukomme, wenn ihre Darstellung das ästhetische Vokabular der griechisch-römischen Antike und nicht das banalere der Gegenwart verwende. Der Bildhauer Wilton war dieser Entscheidung zwischen Moderne und Antike partiell ausgewichen, indem er Wolfe halbnackt dargestellt hatte, umhüllt nur von einem Stück Tuch, das man statt als Toga auch als Decke deuten konnte. Allerdings trugen die Figuren, die Wolfe umgaben, durchaus zeitgenössische Uniformen, was schon Zeitgenossen als eine auffällige ästhetische Inkonsistenz kritisierten.<sup>71</sup> Parallelen zu den Diskussionen um das Grabmal für den Maréchal de Saxe springen hier ins Auge. Diese Debatten zeigen, dass es im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts auch in England schon außerordentlich schwierig geworden war, eine verbindliche und für alle akzeptable Bildsprache für das Heroische und die historische Größe zu finden.

Frankreich fehlte im Siebenjährigen Krieg ein siegreicher General Wolfe, dem man ein großes Denkmal hätte widmen können, aber das Bedürfnis, den englischen und anderen ausländischen Helden eigene Heroen entgegenzustellen, war umso größer, auch wenn man diese Helden nach 1750, zumindest soweit sie Kriegshelden sein sollten, eher in der Geschichte, nicht in der Gegenwart, suchen musste. Bezeichnenderweise wurden in diesem Kontext in den 1770er Jahren Planungen für ein nationales Pantheon entwickelt.<sup>72</sup> Aber es waren zunächst andere Medien als die bildenden Künste, nämlich Literatur und Drama, die sich des Themas annahmen. Schon der Österreichische Erbfolgekrieg 1740 bis 1748, in dem Frankreich militärisch eigentlich noch einmal siegreich gewesen war, auch wenn dieser Sieg sich nicht in politische Erfolge umsetzen ließ, hatte hier wie ein Katalysator gewirkt. Der Mut, den die einfachen Soldaten des Elite-Regiments der Gardes Françaises 1745 bei Fontenoy bewiesen hatten, wo sie aus taktischen Gründen stoisch das englische Gewehrfeuer über sich hatten ergehen lassen, ohne als Erste zu schießen, war hier ein entscheidender Wendepunkt gewesen.<sup>73</sup> Mehr als früher wurde nun auch der Heroismus des einfachen Soldaten und nicht nur der des adligen Offiziers gewürdigt, Claude Godard d'Aucourt de Saint-Just zum Beispiel hatte 1749 einen Roman veröffentlicht, der den Titel „L'académie Militaire ou Les Héros subalternes“ trug. Dieser Roman wurde ein großer Erfolg und lieferte später auch den Stoff für ein Theaterstück.<sup>74</sup>

Auch das Thema des Patriotismus war dem politischen Diskurs schon vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges nicht ganz fremd gewesen, aber meist lag der Akzent darauf, dass es sich hier doch in erster Linie um eine Empfindung handele, die typisch sei für die Bürger einer Republik, nicht für die Untertanen eines Mon-

<sup>71</sup> Coutu, *Persuasion and Propaganda*, S. 140–141, S. 144; McNairn, *Behold the Hero*, S. 64–68, S. 127–133.

<sup>72</sup> Siehe S. 129.

<sup>73</sup> Dré villon, *L'individu et la Guerre*, S. 133; zu Fontenoy siehe S. 131.

<sup>74</sup> Smith, *Nobility Reimagined*, S. 147–148; vgl. Dré villon, *Secondary Heroes*.

archen. Wenn von Patrioten die Rede war, dann waren damit oft die Angehörigen anderer Staaten gemeint. Wie jedoch Edmond Dziembowski demonstriert hat, finden wir seit der zweiten Hälfte der 1750er Jahre eine deutliche semantische Verschiebung.<sup>75</sup> Der Siebenjährige Krieg war vielleicht der erste Krieg, den die französische Krone führte, der nicht mehr als der Krieg eines Monarchen gegen andere Dynastien, sondern vor allem als der Krieg der französischen Nation gegen andere Nationen, allen voran natürlich gegen England, erschien und so offiziell auch dargestellt wurde. Auch die Begriffe *‚patrie‘*, *‚patriotisme‘* und *‚nation‘* tauchten nun in Publikationen deutlich häufiger auf als vor 1756 und das galt auch für den Begriff des Staatsbürgers, *‚citoyen‘*. Bezeichnenderweise förderte der Hof den neuen patriotischen Diskurs. Das galt besonders für den Leiter der französischen Außenpolitik und zeitweiligen Kriegsminister, den Herzog von Choiseul, der in den Jahren 1760/61, als sich bereits eine französische Niederlage im Siebenjährigen Krieg abzeichnete, eine ganze Reihe von Publikationen auf den Weg brachte, um an die Bereitschaft der Franzosen zu appellieren, für ihr Land zumindest finanzielle Opfer zu bringen und dies keineswegs ohne Erfolg.<sup>76</sup> Schon 1757 war im Übrigen in Paris ein Stück aufgeführt worden, das den Kampf des Karthagers Hasdrubal für sein Vaterland gegen die perfiden Römer und sein Selbstopfer thematisierte.<sup>77</sup> An diese älteren Ansätze knüpfte nach dem unrühmlichen Ende des Siebenjährigen Krieges, das in Frankreich eine allgemeine Krisenstimmung ausgelöst hatte, ein Schauspieler und Dramatiker von ansonsten eher mittelmäßiger Begabung an, Pierre-Laurent Buirette de Belloy. Sein Drama „Die Belagerung von Calais“ wurde 1765 in Paris aufgeführt und wurde ein spektakulärer Erfolg.<sup>78</sup>

Calais war im Hundertjährigen Krieg 1347 erst nach 11 Monaten Belagerung von Eduard III. von England erobert worden. Der siegreiche englische König tat zwar nicht das, was nach damaligem Kriegsrecht durchaus möglich gewesen wäre, er brachte also nicht alle erwachsenen Bewohner der Stadt um, aber er vertrieb doch einen Großteil – auch wenn faktisch viele der Vertriebenen mehr oder weniger zügig zurückkehren konnten. Die Vornehmsten der Bürger mussten für ihren Widerstand Buße tun, indem sie im bloßen Hemd und mit einem Strick um den Hals zu Fuß die Stadt verließen und den König um Gnade baten, die auch gewährt wurde. Schon die mittelalterliche Chronistik deutete diese symbolische Bestrafung jedoch zum Teil um. Sie stellte es so dar, als hätten sich sechs Bürger unter Führung des Kaufmanns Eustache de Saint-Pierre als Geiseln gestellt, um

<sup>75</sup> Edmond Dziembowski, *Un nouveau patriotisme français 1750–1770. La France face à la puissance anglaise à l’époque de la guerre de Sept Ans* (SVEC; 365), Oxford 1998, S. 385.

<sup>76</sup> Ebd., S. 350–368, S. 375–376, S. 444–453, S. 458–463.

<sup>77</sup> Ebd., S. 411–412.

<sup>78</sup> Zu dem Drama siehe Jean-Marie Moeglin, *Les bourgeois de Calais. Essai sur un mythe historique (L’évolution de l’humanité)*, Paris 2002, S. 177–202; Pierre-Laurent Buirette de Belloy, *Le siège de Calais*, in: Jacques Truchet (Hrsg.), *Théâtre du XVIII<sup>e</sup> siècle*, Bd. 2, Paris 1974, S. 447–516.

mit ihrem Leben das der übrigen Bürger freizukaufen. Erst auf Bitten der englischen Königin seien sie vom rachelustigen König begnadigt worden.<sup>79</sup>

Diesen Mythos griff de Belloy auf. Er hatte vorher allerdings schon Eingang gefunden in die Schuldramen der großen Collèges, die meist von Jesuiten geleitet wurden – ganz neu war das Thema als dramatisches Sujet also nicht.<sup>80</sup> Das Drama „Die Belagerung von Calais“ ist heute weitgehend vergessen, wohl auch zu Recht, große Literatur ist es nicht. In den 1760er Jahren war es jedoch ein großer Erfolg und schuf ein neues Bild des nationalen Helden, hierin durchaus vergleichbar der Heroisierung von General Wolfe in England.

De Belloy erklärte in der Vorrede zu seinem Drama, ihm sei es darum gegangen, eine nationale Tragödie nach dem Vorbild der Geschichtsdramen Shakespeares zu schaffen. Wer dieses Stück gesehen habe, solle sagen können, er habe einen französischen Helden gesehen und wie dieser könne auch er ein Held sein.<sup>81</sup> Die Aufforderung zur patriotischen *imitatio heroica* war also in das Stück gewissermaßen eingebaut und vor allem die Helden, die das Stück präsentierte, sollten normale Bürger sein – keine Aristokraten mit einer Ahnenreihe von vielen Generationen oder vollständige Ausnahmefiguren wie die Gestalten der Mythologie oder der antiken Geschichte, sondern eher Menschen wie Du und Ich, nur eben mit der Kraft, in einer Ausnahmesituation über sich selbst hinauszuwachsen. Es war bezeichnend, dass einer der Antihelden im Stück ein Adliger war, der Graf de Harcourt, der sich erst in letzter Minute bekehrte und dann doch für seinen König und seine Nation eintrat und nicht für die Engländer.

Das Drama gehörte damit dezidiert in den Kontext einer Verbürgerlichung des Helden, wandte sich aber zugleich gegen die starke Kritik der traditionellen Vorstellungen des Heroischen, die für diese Phase der Aufklärung nicht untypisch war. Schon seit Fénelon und seinem „Telemach“ war der aristokratische militärische Held in Verruf geraten, oder zumindest stieß dieses Ideal nun auf eine starke Skepsis.<sup>82</sup> Aristokratische Helden präsentierte de Belloy daher auch nicht, aber sehr wohl Bürger, die bereit waren, für das Vaterland zu sterben, und nicht einfach nur für die gesamte Menschheit, wie es den Idealen der Aufklärung eigentlich entsprochen hätte. Das Stück von de Belloy wurde von Diderot und anderen aufgeklärten Philosophen daher auch scharf abgelehnt – eine Kritik, die de Belloy im Drama antizipiert hatte, denn im vierten Akt verkündete ein englischer Edelmann den Bürgern von Calais, in seinem eigenen Lande sei die Vaterlandsliebe ganz selbstverständlich: „L'Anglais est citoyen; et sa raison suprême / veut qu'une nation se chérísse elle-même“ („der Engländer ist ein Staatsbürger, und seine überlegene Ver-

---

<sup>79</sup> Moeglin, *Les bourgeois de Calais*, S. 79–89.

<sup>80</sup> Ebd., S. 175–176.

<sup>81</sup> Vgl. De Belloy, *Le siège de Calais*, S. 449. De Belloy kritisierte damit Dramen, deren Helden Gestalten der Antike waren, weil sich mit diesen der Zuschauer nicht identifizieren könne, sondern sage „je ne suis pas né dans un pays où je puisse leur ressembler“.

<sup>82</sup> Siehe S. 22.

nunft bejaht es, dass eine Nation sich selbst schätzt“). Es sei nur natürlich, dass man sich seinen Landsleuten enger verbunden fühle als Menschen aus anderen Nationen: „Je hais les coeurs glacés et morts pour leur pays, / qui, voyant ses malheurs dans une paix profonde, / s’honorent du grand nom de citoyen du monde, / feignent dans tout climat d’aimer l’humanité / pour ne la point servir dans leur propre cité.“<sup>83</sup>

Indem Belloy den Patriotismus der Bürger von Calais feierte – gemessen an den wirklichen Ereignissen von 1347 in natürlich recht anachronistischer Weise, denn die *patrie* dieser Bürger war damals vor allem ihre Stadt, nicht Frankreich, gewesen –, stellte er sich gegen eine einflussreiche Strömung einer eher kosmopolitisch gesinnten Aufklärung. Im Übrigen war sein Bild der Helden von Calais gar so weit von den Idealen der Aufklärung dann aber doch nicht entfernt, denn seine Heroen waren eben keine ungezähmten Krieger auf der Suche nach Ruhm und getrieben von persönlichem Ehrgeiz und Geltungsstreben. Ihr Heldentum ist ein eher passives, gekennzeichnet durch die Bereitschaft zum Opfer. Und es ist ein kollektives, sie gehen nicht als Einzelne in den Tod, sondern als Gruppe und verkörpern damit den *sens civique*, den Gemeinsinn, den die Aufklärung von ihren *grands hommes* forderte.<sup>84</sup>

Zugleich stellt „Die Belagerung von Calais“ den Versuch dar, einen neuen, auf die Nation bezogenen Patriotismus mit der Loyalität gegenüber der Dynastie und dem König als Person zur Deckung zu bringen. Der Patriotismus der Bürger von Calais bei de Belloy ist durchgehend königstreu. Nationalstolz und Loyalität gegenüber der Dynastie, die aufgrund der Lex Salica ihre Herrschaft ausübt, lassen sich nicht trennen, aber der König selbst ist weniger der zentrale Orientierungspunkt der Loyalität, das nämlich ist die Nation, sondern der erste unter einer Heerschar von Patrioten. Er verkörpert den Patriotismus der Franzosen, er steht nicht notwendigerweise im Mittelpunkt dieses Patriotismus.<sup>85</sup> In der Auseinandersetzung des Dichters mit der historischen Quellenkritik an seinem Drama trat der König sogar noch weiter in den Hintergrund und de Belloy ließ nun eine Interpretation zu, die aus den sechs Bürgern Helden machte, die ein Vaterland verteidigten,

---

<sup>83</sup> De Belloy, *Le siège de Calais*, Akt 4, Szene 2, S. 493–494, der Engländer Mauni zu den „six bourgeois“, „Ich hasse die vereisten Herzen, die abgestorben sind für ihr Vaterland und sich sein Unglück unerschüttert mit der größten Seelenruhe ansehen und sich dabei des Namens eines Weltbürgers rühmen und vorgeben, in jeder Lage die Menschheit zu lieben, um dieser Menschheit nicht in ihrem eigenen Gemeinwesen zu dienen.“ Vgl. Jacques Truchet (Hrsg.), *Théâtre du XVIII<sup>e</sup> siècle*, Bd. 2, Paris 1974, S. 1437 (Erläuterungen des Herausgebers) und zur Kritik Voltaires und anderer Philosophen am Stück auch Moeglin, *Les bourgeois de Calais*, S. 191–193. Siehe ferner Dziembowski, *Un nouveau patriotisme français 1750–1770*, S. 481–484.

<sup>84</sup> Vgl. Moeglin, *Les bourgeois de Calais*, S. 187–188, „Man sieht einen Eduard, der zur Infamie rät, und um einen Untertanen zu korrumpieren, dessen Geist bis zur Erschöpfung ermüdet, aber welcher Sterbliche wäre nicht eifersüchtig, wenn er mein Los sieht? Ihr zwingt mich, Herr, größer zu sein als Ihr.“

<sup>85</sup> Vgl. ebd., S. 182.

das der eigene König schon fast aufgegeben hatte. Die Anklage, die der Anführer der Bürger, Eustache de Saint-Pierre, dem englischen Herrscher entgegenschleuderte, als dieser ihn zum Verrat bewegen wollte, konnte im Übrigen sehr wohl als Kritik an der Monarchie an sich gelesen werden: „On regarde Édouard conseillant l’infamie / pour corrompre un sujet épuisant son génie / quel mortel de mon sort ne serait point jaloux? / Vous me forcez, Seigneur, d’être plus grand que vous.“<sup>86</sup> Der Untertan oder Bürger als Held, dessen moralische Größe die des Herrschers übertraf, war eine Figur, die durchaus subversives Potenzial besaß.

De Belloys Drama erlebte einen enormen Erfolg auf der Bühne, trotz seiner eher begrenzten literarischen Qualität. Allein in Paris wurde es 1765 fünfzehn Mal aufgeführt und zusätzlich ein Mal vor dem König in Versailles; überdies ordnete der König eine Gratisvorstellung in Paris durch de Comédie Française an, was im 18. Jahrhundert eher selten vorkam. Auch diese Gratisvorstellung war ein großer Publikumserfolg. De Belloy erschien am Ende auf der Bühne und wurde mit den Rufen „Vive le roy et Monsieur de Belloy“ gefeiert. Den Aufführungen in Paris schlossen sich Präsentationen in der Provinz an, die ebenso gut besucht waren.<sup>87</sup>

Aber es blieb nicht bei dem Versuch de Belloys, eine Synthese zwischen dem neuen Ideal eines heroischen Bürgerpatriotismus und den alten Traditionen des Dienstes für Krone und König herzustellen. Je mehr sich die Krise des Ancien Régimes nach 1763 vertiefte, desto attraktiver wurde ein solches Programm aus der Sicht des Hofes und der Minister, zumal die Rivalität zum alten Gegner England auch noch in den 1770er Jahren ein bestimmender Faktor der französischen Politik blieb. Nach 1774 versuchte ein Minister Ludwigs XVI., den patriotischen Impuls von „Die Belagerung von Calais“, aber auch anderer Werke aufzunehmen. Der in diesem Jahr von Ludwigs XVI. zum Directeur Général des Bâtiments, Arts, Jardins et Manufactures de France ernannte Charles Claude Flahaut de La Billarderie, Comte d’Angiviller, entwarf nicht nur Pläne für ein Nationalmuseum im Louvre – eine Art Pantheon der großen Gestalten der französischen Geschichte –, sondern ließ auch von bedeutenden Bildhauern eine Serie von Statuen der *grands hommes*, oder vielleicht sollte man besser sagen, der *hommes illustres* Frankreichs schaffen. Zu diesen *hommes illustres* – und bezeichnenderweise fehlten die Frauen hier ganz, denn das neue Ideal von Größe war ein fast exklusiv männliches, was für die heroischen Figuren der Vergangenheit in dieser Schärfe nicht gegolten hatte – gehörten Dichter und Denker ebenso wie Maler, etwa Poussin, große Juristen wie der Kanzler d’Aguesseau oder der Parlamentspräsident de Molé aus der Zeit der Fronde. Aber selbst noch zu diesem Zeitpunkt, auf dem Höhepunkt der Aufklärung, behaupteten sich auch bedeutende Feldherren auf ihrem Platz, wie etwa Turenne oder Condé, oder ritterliche Krieger wie der Chevalier Bayard, auch wenn sie nun

<sup>86</sup> Vgl. de Belloy, *Le siège de Calais*, S. 507, Akt 5, Szene 2 und Moeglin, *Les bourgeois de Calais*, S. 196–202; zur späteren Umdeutung des Dramas durch den Autor; vgl. Dziembowski, *Un nouveau patriotisme français 1750–1770*, S. 484–486.

<sup>87</sup> Vgl. Moeglin, *Les bourgeois de Calais*, S. 183–184.

den Kanon der Nationalhelden nicht mehr dominierten.<sup>88</sup> Die heroisierten Feldherren hatten sich nicht zuletzt durch ihre Loyalität gegenüber der Monarchie ausgezeichnet, die so weit gehen konnte, dass sie Befehlen gefolgt waren, die sie eigentlich für falsch hielten, wie es der Admiral Tourville bei La Hougue (1692) getan hatte. Und die Denker und Künstler, die Angivillier verherrlichen ließ, verdankten ihren Ruhm oft auch der Förderung durch den König, oder zumindest konnte man es so erscheinen lassen.<sup>89</sup>

Zu den nationalen Identifikationsfiguren des Angivillierschen Statuenprogramms gehörte unter anderem auch der Marschall de Catinat, dessen von Claude Dejoux geschaffene Statue (1781) heute in Versailles steht. Angivillier hatte über ihn gesagt, er sei „un général de terre non moins recommandable par ses talents militaires que par son désintéressement, son humanité et son esprit philosophique“.<sup>90</sup> Schon in dieser Würdigung wird deutlich, dass die Heroisierung Catinats als die Verherrlichung eines modernen Helden angelegt war, der von den Fehlern eines ungestümen Bellizismus oder eines überbordenden persönlichen Ehrgeizes frei war. Catinat war im Übrigen einige Jahre bevor Dejoux seine Skulptur vollendete Gegenstand eines rhetorischen Wettbewerbs in der Académie française gewesen, der recht deutlich zeigt, wie sehr sich das Bild des militärischen Helden im Zeitalter der Aufklärung zumindest in Frankreich verändert hatte.

Rhetorische Wettbewerbe, bei denen es darum ging, eine möglichst überzeugende panegyrische Rede auf einen *grand homme* zu entwerfen, waren seit 1758 in der Académie üblich und entsprachen einem Anliegen der Aufklärung, die Verwaltung des Ruhmes und seine Konstruktion nicht länger dem Hof und den Klienten der Aristokratie zu überlassen. Auch wenn in Frankreich die Philosophen den aristokratischen und kriegesischen Helden der Vergangenheit durch neue Symbolfiguren zu ersetzen suchten, dominierten unter den historischen Persönlichkeiten, die von den Mitgliedern der Académie verherrlicht wurden, doch weiterhin die Krieger und hohen Amtsträger der Monarchie. Sicherlich, auch Descartes oder Molière kamen zu Ehren, aber im Vordergrund standen doch Figuren wie der Maréchal de Saxe (1759), Colbert (1773), Vauban (1787) oder eben Catinat. Dennoch hatte sich 1758 ein wichtiger Wandel vollzogen, denn bis dahin hatten die Prunkreden der Académie sich über hundert Jahre lang mit religiösen Themen beschäftigt. Jetzt hingegen ging es um die Helden und Großen Männer der Nation.<sup>91</sup>

---

<sup>88</sup> Zum Statuenprogramm siehe Bonnet, *Naissance du Panthéon*, S. 126–129; David Bell, *The Cult of the Nation in France. Inventing Nationalism, 1680–1800*, Cambridge, MA 2001, S. 111; sowie Gaetgens, *Du Parnasse au Panthéon*, S. 135–172, hier S. 154–161.

<sup>89</sup> Vgl. ebd., S. 158–159.

<sup>90</sup> Bonnet, *Naissance du Panthéon*, S. 129, „ein General des Heeres, der wegen seiner Uneigennützigkeit, seiner Menschlichkeit und seines philosophischen Geistes genauso zu preisen ist wie wegen seiner militärischen Begabung“.

<sup>91</sup> Bell, *The Cult of the Nation in France*, S. 111–112; siehe dazu auch: Henning Ritter, *Die Krise des Helden. Der Ruhm und die großen Männer im Ancien Régime*, in: Martin

Der Mann, dem 1775 der Redewettbewerb galt, Nicolas de Catinat, war 1637 als Sohn eines Amtsadligen geboren worden und war ursprünglich selbst als Jurist tätig gewesen. 1681 zum Generalmajor (*maréchal de camp*) befördert, krönte er seine Karriere durch eine Reihe von Siegen im Pfälzischen Erbfolgekrieg. 1693 zum Marschall von Frankreich ernannt, zog er sich 1703 auf seine Güter zurück, wo er 1712 starb. Preisgekrönt wurde im Wettbewerb am Ende die Eloge von Jean-François de la Harpe. Er hob in seiner Rede eingangs hervor, dass Catinat in einem Zeitalter, in dem die ganze Kultur auf die Verehrung des Monarchen ausgerichtet gewesen sei, sich allein am Vaterland, an der *patrie*, als höchstem Wert orientiert habe.<sup>92</sup> Im Übrigen habe Catinat in einer Epoche gelebt, in der die Bedingungen für kriegerischen Mut sich tiefgreifend geändert hätten. In der Gegenwart sehe man bei Belagerungen und auf dem Schlachtfeld eine Tötungsindustrie am Werk, eine „industrie meurtière“, die das Altertum so nicht gekannt habe. Auch der einfache Soldat könne unter diesen Bedingungen ein Held sein. Das war ein Thema, das in Frankreich spätestens seit der Schlacht von Fontenoy 1745 aktuell war, wie bereits betont wurde. Der Heldenmut der einfachen Soldaten jener *machines héroïques* bestehe oft einfach nur darin, auf den Tod bewegungslos zu warten, „attendre la mort sans la repousser, de la voir sans la fuir, de la recevoir sans le venger“.<sup>93</sup>

Schon durch diese Aussagen wurde die Heroisierung von Catinat ein Stück weit relativiert, denn der moderne militärische Heros war jetzt eben keine absolute Ausnahmeerscheinung mehr, Mitglied einer Elite von Aristokraten, die allein die Möglichkeit hatten, sich als Helden zu inszenieren, sondern eher der Erste unter Gleichen, ein Vorbild zwar, aber kein unerreichbares. So betonte de la Harpe denn auch, dass Catinat, gerade weil er anders als Condé oder Turenne kein großer Aristokrat gewesen sei, als Soldat die Vernunft eines Philosophen und die Gesinnung eines Bürgers demonstriert habe. Er habe im Krieg nichts anderes gesehen als ein öffentliches Verbrechen, ein Unglück für die Völker. Den Sieg anzustreben, sei für ihn nur deshalb gerechtfertigt gewesen, weil dieser Sieg auch ein Ende des Krieges herbeiführen sollte.<sup>94</sup> Für ihn sei jede unnötige Schlacht ein Unglück gewesen. Während die militärischen Helden der Vergangenheit ihrem Ruhm sinnlos Opfer gebracht hätten, sei Catinat stets sparsam mit allen Ressourcen und eben auch mit dem Leben der ihm anvertrauten Soldaten umgegangen.<sup>95</sup> Was man sich wünschen müsse, im Kriege wie im Frieden, das seien nicht die „génies brillants“ und die „âmes naturellement prédominantes“, sondern die „esprits justes“ und „les coeurs

---

Warnke (Hrsg.), Politische Kunst. Gebärden und Gebaren (Hamburger Forschungen zur Kunstgeschichte; 3), Berlin 2004, S. 1–16, hier S. 7.

<sup>92</sup> Jean-François de La Harpe, *Éloge de Nicolas de Catinat, Maréchal de France*, Paris 1775, S. 6.

<sup>93</sup> Ebd., S. 19, „auf den Tod zu warten ohne ihn zurückzuweisen, ihm ins Auge zu sehen, ohne zu fliehen, ihn zu erleiden, ohne sich zu rächen“. Zur Schlacht von Fontenoy und der von ihr ausgelösten Debatte über den Heldenstatus einfacher Soldaten und Unteroffiziere siehe S. 121.

<sup>94</sup> Ebd., S. 26, S. 65.

<sup>95</sup> Ebd., S. 27–28.

vertueux“. Es gelte, die Vernunft und die Tugend zu verherrlichen, die zu lange durch die Wörter ‚Größe‘ und ‚Genie‘, die so viele geblendet hätten, in den Hintergrund gedrängt worden seien. Und diesem Ideal habe Catinat, der von seine Soldaten „Le Père Pensée“ genannt worden sei, entsprochen.<sup>96</sup>

Die Preisrede von de La Harpe demonstriert somit einerseits durchaus die Kritik der Aufklärung am traditionellen Bild des kriegesischen Helden, wie sie bereits in der Schrift des Abbé de Saint Pierre über den Unterschied zwischen dem *grand homme* und dem *homme illustre* deutlich geworden war.<sup>97</sup> Andererseits blieb Catinat am Ende eben doch Soldat, mochte er auch noch so sehr Philosoph und Weiser sein, und natürlich ging die Lobrede auch auf seine Siege und Erfolge ein. In La Harpes Eloge auf Catinat wird noch einmal deutlich, dass es zwischen den Großen Männern der Aufklärung und den aristokratischen Helden des *âge classique* fließende Übergänge gab. Allerdings, die *grands hommes* des 18. Jahrhunderts waren selbst dann, wenn der Krieg ihr Beruf war, gezähmte Helden, die ihre transgressiven Züge weitgehend verloren hatten. Überdies traten nun einfache Soldaten oder Bürger neben die Offiziere adliger Herkunft, während die Dichter, Denker und Wissenschaftler einen neuen Typus historischer Größe verkörperten. Auch ihnen war der Anspruch auf eine heroische Inszenierung nicht fremd, die bei Philosophen wie Rousseau auch bewusste Selbstinszenierung war, aber das Heroische definierte sich nun eher über Seelenstärke und Tugend als über die Bereitschaft, sich in einem gewaltsamen Kampfe aufzuopfern.

Noch schärfer als bei La Harpe trat die Kritik an traditionellen Modellen des Heroischen in einer zweiten Eloge auf Catinat hervor, die der Militärreformer Graf Guibert verfasst hatte. Guibert, der auch der Verfasser eines Theaterstückes über den *cométable* Charles de Bourbon war, in dem er dem Chevalier Bayard die eigentliche Heldenrolle zuwies, sah in Catinat ein Vorbild, dem er selbst nachzueifern versuchte, wie auch Voltaire bemerkte.<sup>98</sup> In seiner Eloge ließ Guibert die Niederländer und Engländer als die eigentlichen Verteidiger höherer Werte erscheinen, weil sie gegen Ludwig XIV. für die Freiheit gekämpft hätten. Zum anderen bestand er vehement darauf, dass es auch dem einfachen Bürger möglich sein müsse, zu den höchsten Gipfeln des militärischen Ruhmes aufzusteigen.<sup>99</sup> Überdies betonte er, dass es Frankreich – und damit war die Nation gemeint, nicht der König oder sein Hof – besser verstünde als andere Nationen, seine Helden zu ehren, eine Verehrung, die der Monarch nicht befehlen und auch nicht wirklich lenken könne, sondern die spontan sein müsse.<sup>100</sup>

---

<sup>96</sup> Ebd., S. 65.

<sup>97</sup> Siehe S. 107.

<sup>98</sup> Éthel Groffier, *Le stratège des Lumières. Le comte de Guibert (1743–1790)*, Paris 2005, S. 134–138.

<sup>99</sup> Jacques Antoine Hippolyte, *Comte de Guibert, Éloge du Maréchal Catinat* (Exemplar BN, Arsenal 8to BL 3068, nr. 3), Edinburgh 1775, S. 9, S. 16.

<sup>100</sup> Vgl. ebd., S. 1–2, S. 56–57.

Guibert gehörte im späten 18. Jahrhundert zu einer Reihe von Offizieren und Militärtheoretikern, die sich um eine Reform der Armee bemühten, diese aber zugleich als Teil einer Erneuerung der französischen Gesellschaft sahen. Zentral für seine Reformpläne war dabei auch der Gedanke, dass nun die ganze Nation teilhaben müsse am Ehrgefühl des Adels und dass nur ein heroischer Patriotismus den Niedergang Frankreichs aufhalten oder rückgängig machen könne. Alle Bürger sollten Soldaten werden und alle Soldaten Bürger.<sup>101</sup> Guibert und andere Reformer wollten den Adel nicht notwendigerweise abschaffen, aber seine spezifische Rolle als Erbe eines besonderen Ethos wurde doch in der Reformdebatte vor 1789 zunehmend zweifelhaft. Vielfach übernahm die Armee – jedenfalls in der militärischen Theorie – als solche vom Adel die neue Rolle, Träger eines heroischen Patriotismus zu sein.<sup>102</sup>

In England war die Reaktion gegen den Typus des traditionellen Helden, der in der Regel der landbesitzenden Elite angehörte, weniger ausgeprägt als in Frankreich, auch wenn hier von kirchlicher Seite gelegentlich Kritik an der zu starken Präsenz von heroischen Kriegern im öffentlichen Bewusstsein geübt wurde.<sup>103</sup> Aber in einem Land, in dem hohe Militärs oft zugleich Politiker waren – das galt für Marlborough zu Beginn des Jahrhunderts genauso wie später für Admiral Vernon – und in dem der Übergang zwischen militärischer Karriere und zivilem Leben ein gleitender war, fehlte die Zuspitzung, welche die Debatte über den *grand homme* in Frankreich zeitweilig erfuhr. Es gab auch kein geschlossenes Milieu wie das der Philosophen in Frankreich, das sein Konzept heroischer Größe gegen konkurrierende Ideen, die vom Hof und etablierten Eliten favorisiert wurden, durchzusetzen versuchte. Allerdings war auch in England eine Tendenz erkennbar, Personen zu heroisieren, die ein einziges Ereignis, wie etwa der Tod in einer siegreichen Schlacht, aus der Masse anderer Menschen hervorhob. Ein Beispiel dafür wäre General Wolfe, der als Feldherr nicht immer überdurchschnittliches Talent gezeigt, aber durch günstige Umstände einen großen Sieg errungen hatte und im richtigen Moment gestorben war. An die Stelle überzeitlicher Größe trat zumindest im Einzelfall eher die an konkrete Kontexte gebundene, unter Umständen sogar ephemere Berühmtheit.<sup>104</sup>

Generell zeigte aber die englische Elite ein bemerkenswertes Talent, sich an die sich wandelnden Modelle des Heroischen im 18. Jahrhundert anzupassen. Die Rückbesinnung auf die Traditionen des mittelalterlichen Rittertums, die im späten 18. Jahrhundert einsetzte und in der Romantik ihre Vollendung fand, erleichterte diese Neuformulierung eines Ideals des aristokratischen Heros in England sicher-

<sup>101</sup> Smith, *Nobility Reimagined*, S. 195, vgl. Rafe Blaufarb, *The French Army 1750–1820. Careers, Talent, Merit*, Manchester 2002, S. 12–45.

<sup>102</sup> Smith, *Nobility Reimagined*, S. 204.

<sup>103</sup> Craske, *Westminster Abbey 1720–1770*, S. 66.

<sup>104</sup> Zu den medialen Dimensionen der Verehrung für *celebrities* im späten 18. Jahrhundert, die keine klassischen Helden mehr waren, siehe Lilti, *Figures publiques*, S. 84–98.

lich.<sup>105</sup> Zwar mochte nicht jeder Land- oder Seeoffizier, wie es Nelson 1776 nach seiner eigenen – späteren – Aussage angeblich tat, sagen: „I will be a hero and confiding in Providence I will brave every danger“,<sup>106</sup> aber kein Zweifel kann daran bestehen, dass der „new cult of elite heroism“ in England auch das Verhalten des Einzelnen prägte,<sup>107</sup> das von einer glorifizierten antiken Überlieferung ebenso wie von den heroischen Gemälden eines Benjamin West oder anderer Maler beeinflusst wurde. Eine Elite, die sich an den Idealen von „patrician valour and self sacrifice“ (Linda Colley) orientierte, oder ihr Leben doch zumindest in Übereinstimmung mit diesen Idealen inszenierte, zeigte in den Jahrzehnten nach 1790 eine bemerkenswerte Überlebensfähigkeit, während es dem französischen Adel schon vor der Revolution zunehmend schwer fiel, ein Selbstbild zu formulieren, das mit den neuen Idealen der Aufklärung ohne größere Konflikte zur Deckung gebracht werden konnte. Zu sehr war das Ideal des *grand homme* als Gegenentwurf zum traditionellen adligen Heros konzipiert und zu laut waren die Stimmen, die verlangten, der ganzen Nation und ihren Bürgern einen Anteil an jenem Anspruch auf Ehre und Ruhm und damit an der diesem Anspruch entsprechenden heroischen Selbstinszenierung zu geben, der bislang dem Adel vorbehalten gewesen war.

---

<sup>105</sup> Hook, *Empires of the Imagination*, S. 181–182; zu vergleichbaren Phänomenen in Frankreich, die allerdings hier auch zu einer spezifischen Verehrung für bürgerliche Helden des Mittelalters, wie eben die Bürger von Calais, führen konnte, siehe Smith, *Nobility Reimagined*, S. 156–166.

<sup>106</sup> Colley, *Britons*, S. 182. Nelson sprach diese Worte – nach eigenem Zeugnis – als er 1776 (er war damals 16 Jahre alt) von einer Malaria-Erkrankung genas. Allerdings ist dieser Anspruch nur in einer späteren Biographie des frühen 19. Jahrhunderts überliefert, zu deren Autoren Nelson viel später, 1802, über diese Episode und seine Empfindungen sprach. Siehe dazu Edgar Vincent, *Nelson. Love and Fame*, New Haven, CT 2003, S. 27; James S. Clarke / John McArthur, *The Life and Services of Horatio Viscount Nelson. Duke of Bronte, Vice-Admiral of the White*, Bd. 1, London 1840, S. 24. Überliefert ist der Anspruch in der Form „Well then, I exclaimed ‘I will be a hero’ and confiding in Providence I will brave every danger“.

<sup>107</sup> Colley, *Britons*, S. 182.